Kulturheros

LiteraturForschung Bd. 28
Herausgegeben vom Zentrum für Literatur- und Kulturforschung

Zaal Andronikashvili, Giorgi Maisuradze,
Matthias Schwartz, Franziska Thun-Hohenstein (Hg.)

Kulturheros

Genealogien. Konstellationen. Praktiken

Mit Beiträgen von

Andrea Albrecht, Jenny Alwart, Zaal Andronikashvili,
Kai Bremer, Natascha Drubek, Martin Fontius, Claude Haas,
Herbert Kopp-Oberstebrink, Gabriela Lehmann-Carli,
Thomas Macho, Giorgi Maisuradze, Eka Meskhi, Juri Murašov,
Luka Nakhutsrishvili, Anna Pawlak, Christoph Schmälzle,
Matthias Schwartz, Johannes Steizinger,
Franziska Thun-Hohenstein und Martin Treml

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dem Band zugrundeliegende Forschungvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter den Förderkennzeichen 01UG0712 und 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2017,
Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt
Alle Rechte vorbehalten
Internet: www.kulturverlag-kadmos.de
Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.
Umschlagabbildung: Auszug aus Friedrich Hahn, *Gedenkblatt auf die bayerische Verfassung (›Elisium‹)*, um 1832
Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin
Druck: Axlo
Printed in EU
ISBN978-3-86599-316-8

Gelehrtenkult

›Helden der Wissenschaft‹. Formen und Funktionen der Heroisierung des Gelehrten

Andrea Albrecht

Der »reine Gelehrten-Charakter«, wie ihn die Zeit der Aufklärung hervorgebracht habe, sei »etwas scheu und schwächlich, unpraktisch, zum tätigen Leben ungeeignet, in der Ehe unglücklich« und »gewiß unheroisch«,[1] liest man in Kurt Hildebrandts charakterologischer Typologie des Gelehrten aus dem Jahr 1924. Und er fährt fort:

> Es gibt sehr viel zu denken, daß die Keime der Aufklärung und Religion-Zersetzung von diesen zarten Männern stammen, die scheu aus dem Weltgetriebe weichen und in ihrem friedlichen Garten die Früchte der Beschaulichkeit genossen. Denn bei Descartes nicht geringerem Nachfolger Spinoza, dem Fürsten der Atheisten, ist diese asketische, gesteigert-ethische Gesinnung nur noch näher dem Mönchischen. Aber mit den griechischen Philosophen verglichen, die Kolonien führten, staatenbeherrschende Orden gründeten, die Ratgeber von Perikles, Dionysios, Alexander wurden, erscheinen diese Männer fast ein wenig schwindsüchtig.[2]

Gegen dieses Bild des asketischen, mönchischen, körperlich schwächlichen, kontemplativen und in der Tendenz pedantischen Gelehrten bietet Hildebrandt das Bild eines enthusiastischen, der Tat und dem Leben zugewandten, ›faustischen‹ Wissenschaftlers auf, der nach dem Vorbild Goethes trotz seiner wissenschaftlichen Spezialisierung die »Verbindung mit dem Gesamtmenschlichen«[3] zu halten und nach dem Vorbild der Griechen und dem Vorbild Nietzsches die »heftige[n] Kämpfe« im »›friedlichen Garten‹ der Wissenschaft«[4] offensiv anzugehen weiß. Eine ähnliche Heldenbeschwörung findet man ein paar Jahre später bei Alfred Baeumler, der 1933 in einem Vortrag der versammelten Studentenschaft zu wissen gibt, dass der »theoretische Mensch […] der säkularisierte Mönch« sei.

---

1 Hildebrandt, Kurt, »Der Gelehrte«, in: *Jahrbuch der Charakterologie*, Bd. 1, hg. v. Emil Utitz, Berlin 1924, 153–185, 162.
2 Ebd., Bd. 1, 162.
3 Ebd., Bd. 1, 170.
4 Ebd., Bd. 1, 167.

> […] ferne von der Welt in absoluter Geborgenheit führt er ein Leben der Askese, das freilich stets in Gefahr ist, in ein idyllisches Leben umzuschlagen. Einer solchen Geborgenheit entspricht nicht eine aus großen Antrieben lebende Forschung. Niemals wäre in den idyllischen Mönchswinkeln die Wissenschaft geschaffen worden. […] Nicht das gänzliche ›Seinlassen‹ ist die Voraussetzung der Wissenschaft, nicht die absolute Kontemplation und die Mortifikation, sondern der lebendige aktive Geist.[5]

Der von Hildebrandt und Baeumler konstatierte und kritisierte Kontrast von Gelehrtentum und Heldentum, vom ›Mann des Wortes‹ und ›Mann der Tat‹, von Theorie und Praxis, von asketischer Kontemplation und heroischer Weltgestaltung bildet die Basisdistinktion, auf die jede Strategie der Heroisierung des Wissenschaftlers explizit oder implizit rekurriert. Denn die Rede vom ›Held der Wissenschaft‹ zielt auf eine Verbindung zwischen zwei Sphären,[6] die nicht erst seit den 1920er und 1930er Jahren als getrennt gedacht werden. Die Gestaltung dieser Verbindung aber kann sehr unterschiedlich ausfallen.

Im Folgenden kann und soll es mir jedoch weder um die vielfältigen Formen und komplexen Funktionen wissenschaftlicher Heldeninthronisierung und -verehrung noch um eine historische Einbettung der Heroisierungs- und Entheroisierungsprozesse in die Geschichte der Wissenschaften gehen. Zwar ist es verführerisch anzunehmen, dass Gelehrte und Wissenschaftler erst in der Frühmoderne zu kulturstiftenden Helden avanciert sind, dass erst die Nationalismen des 19. und 20. Jahrhunderts ›Kulturheroen‹ als Symbole der kollektiven Identität hervorgebracht haben oder dass erst in ›postheroischen Gesellschaften‹ heroische Figuren domestiziert wurden. Allgemein könnte man annehmen, dass die Rede vom ›Held der Wissenschaft‹ so eng mit kultur- und wissenschaftshistorischen Entwicklungen korreliert ist, dass sich daraus, etwa in der Nachfolge Thomas Carlyles,[7] genealogische Narrative über Aufstieg und Niedergang des Heroismus ableiten und dabei signifikante Kontinuitäten und Diskontinuitäten identifizieren ließen.[8] Doch für solche *grands récits* oder auch nur für die Rekonstruktion von Episoden und diszipli-

---

5 Baeumler, Alfred, »Der theoretische und der politische Mensch«, in: ders., *Männerbund und Wissenschaft*, Berlin 1934, 94–112, 111.

6 Vgl. dazu Sieg, Ulrich, *Geist und Gewalt. Deutsche Philosophen zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 2013.

7 Vgl. Carlyle, Thomas, *On Heroes, Hero-worship and the Heroic in History*, London 1841. Vgl. aber die Hinweise bei Frevert, Ute, »Herren und Helden. Vom Aufstieg und Niedergang des Heroismus im 19. und 20. Jahrhundert«, in: *Erfindung des Menschen. Schöpfungsträume und Körperbilder 1500–2000*, hg. v. Richard van Dülmen, Wien 1998 [Begleitband zur Prometheus-Ausstellung in Völklingen, 6. September bis 8. November 1998], 323–334.

8 Vgl. dazu etwa das Themenheft 724/725 über das »heroische Phantasma« im *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* 63 (2009).

nenspezifischen Verlaufsformen wären umfangreiche und ausgedehnte interdisziplinäre Vorarbeiten erforderlich.[9] Nicht behandeln kann ich ferner die Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die im Hinblick auf die Heroisierung zwischen Gelehrten und Künstlern auszumachen wären;[10] auch dies wäre nur auf einer viel breiteren Textgrundlage möglich. Ich beschränke mich in diesem Beitrag daher, ausgehend von punktuellen Textbelegen, auf eine Skizze der unterschiedlichen diskursiven Verbindungen, die sich in der Rede vom ›Held der Wissenschaft‹ abbilden können.

In einem ersten Schritt wird zunächst das konnotative Umfeld nachgezeichnet, in dem sich die Rede vom ›Held der Wissenschaft‹ situieren und etwa vom ›Märtyrer der Wissenschaft‹ abgrenzen lässt (I). Die folgenden Abschnitte versammeln und analysieren Textbeispiele, in denen Heroismus und Wissenschaft auf unterschiedliche Weise verknüpft werden. Denn die Attribuierung eines wissenschaftlichen Akteurs als ›Held‹ kann wörtlich genommen werden, sie kann aber auch metaphorisch sein oder auf die positive (oder auch negative, mitunter ironische) Auszeichnung von generellen oder auch speziellen Gemeinsamkeiten von Gelehrtentum und Heldentum hinauslaufen. Je nach argumentativer Absicht und Funktion kann man dabei – und dies bildet auch die Gliederung meiner Ausführungen ab – symbiotisch verbindende (II), metaphorisch-analogisierende (III und IV), generalisierende und subsumierende Zuschreibungen (V) unterscheiden. Eine Grenzfigur stellen faktische Zuschreibungen dar, die aus einem zunächst metaphorischen Vergleich auf tatsächliche Übereinstimmungen des Verglichenen schließen (VI). Insgesamt aber sind es diese Koordinaten, die eine historische Perspektivierung des Themas mitbestimmen oder dieser vorausgehen müssten (VII).

›Helden‹ und ›Märtyrer der Wissenschaft‹ – Erste Beispiele

Ein »Held, lat. Heros, ist einer«, so definiert *Zedlers Großes Universallexicon* im Jahr 1735, »der von der Natur mit einer ansehnlichen Gestalt und ausnehmender Leibesstärcke begabet, durch tapffere Thaten Ruhm

---

9 Einen Eindruck, wie so etwas projektiert werden kann, gibt das ambitionierte Forschungsprogramm des unlängst an den Start gegangenen Sonderforschungsbereichs 948 »Helden – Heroisierungen – Heroismen« der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Hier gibt es auch ein Teilprojekt »Held – Natur – Wissen: Der Wissenschaftlerheros im Kontext der ›Neuen Wissenschaften‹ des langen 17. Jahrhunderts«, geleitet von Ronald G. Asch.

10 Vgl. den instruktiven Beitrag von Posselt-Kuhli, Christina »Der ›Kunstheld‹ im Spannungsfeld zwischen Krieg und Frieden. Ein herrscherliches Tugendexempel im Deutschland des 17. Jahrhunderts«, *helden. heroes. héros* 2.2 (2014) (Special Issue), 17–27, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2014/02/03.

erlanget, und sich über den gemeinen Stand derer Menschen erhoben.«[11] Der Heldenstatus wurde demnach in der Frühen Neuzeit beziehungsweise in der Frühmoderne vornehmlich Personen zuerkannt, die sich zum einen durch ihr Äußeres sowie eine besondere physische Stärke und zum anderen durch eine charakterliche Disposition, etwa Tapferkeit, auszeichneten und so als ›Männer der Tat‹ von sich reden machten. In ähnlicher Ausrichtung definiert auch Johann Christoph Adelung noch Ende des 18. Jahrhunderts den ›Helden‹ als »eigentlich eine mit vorzüglicher Leibesstärke begabte Person«; er schließt an seine begriffliche Bestimmung aber eine historische Reflexion an:

> In dieser Bedeutung war es ehedem sehr gebräuchlich, da nicht nur die Tapferkeit noch größten Theils in der Leibesstärke bestand, sondern da auch diese noch für die erste und glänzendste Fähigkeit gehalten wurde. In den spätern Zeiten nannte man Personen, welche mit einer vorzüglichen Herzhaftigkeit begabet waren, Helden, besonders, wenn sie einen pflichtmäßigen und für viele vortheilhaften Gebrauch davon machten; in welcher Bedeutung es noch jetzt in der edlen und höhern Schreibart üblich ist.[12]

Adelung beobachtet neben der *eigentlichen* Bedeutung des Ausdrucks Verschiebungen der Helden-Semantik und weist darüber hinaus auf *uneigentliche*, figürliche Verwendungen des Ausdrucks ›Held‹ hin:

> Im vorzüglichsten Verstande wird dieses Wort zuweilen von Gott und Christo gebraucht, dessen überlegene Macht und den davon gemachten uns vortheilhaften Gebrauch zu bezeichnen. […] Figürlich, eine Person, welche eine gewisse Fertigkeit in einem hohen Grade besitzet. Ein Glaubensheld, bey den Gottesgelehrten. Ein Tugendheld, in der Sittenlehre.[13]

Neben den Komposita »Glaubensheld« und »Tugendheld« rangieren zu dieser Zeit auch der ›Kulturheros‹[14] und der ›Wissenschaftsheld‹. Der deutsch-jüdische Dramatiker und Literaturhistoriker Julius Leopold Klein (1810–1876) kennt zudem eine stattliche Anzahl weiterer Bezeichnungen für die ›Helden der Wissenschaft‹, wie man seiner *Geschichte des Dramas* aus der Mitte des 19. Jahrhunderts entnehmen kann. In Kleins Beschreibung von Robert Greenes Stück *The Honourable History of Friar Bacon and Friar Bungay*, das um den Doctor Mirabilis Roger Bacon kreist, heißt es:

---

11 Anonymous, »Held«, in: *Zedlers Universal-Lexicon*, Bd. 12, Leipzig 1735, Sp. 1214f.

12 Adelung, Johann Christoph, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe*, Leipzig 1793–1801, Bd. 2, Sp. 1094f.

13 Ebd.

14 Der Ausdruck ›Kulturheros‹, ›Kulturheld‹ ist spätestens im 19. Jahrhundert in unterschiedlicher Bedeutung, darunter auch ironischen Bedeutungen, geläufig; in seiner heutigen Bedeutung stammt er wohl aus der Feder vergleichender Religions- und Mythenforschung, vgl. Kerényi, Karl, *Die Mythologie der Griechen*, Teil II: *Die Heroen-Geschichten*, Stuttgart 1997, 20.

> Der Wissenschaftsheld, der Erkenntnissheld muss sein Schicksal so heroisch auf sein Haupt nehmen, wie der Thaten- der Frevelheld. Mag der wissendurstige Forscherheld, als Vorkämpfer der Menschheit, mag der Erleuchtungsheld am Acheronta movebo luciferisch zerschmettern, wie Prometheus; mag er aus dem Teufelsbündniss, um sein, trotz Hölle und Teufel, göttliches Kämpfen und Ringen nach Erkenntniss, mithin, letztgültig, nach Befreiung vom Teufel – mag er aus dem Zauberbündniss verklärt sich aufschwingen, mit dem Kampfesschweiss als Märtyrerperlenkrone auf der Stirne; wie Faust […].[15]

Obgleich also der Heldenstatus in dieser Zeit offenkundig primär Personen vorbehalten war, die sich durch ihr äußeres Erscheinungsbild, ihre physischen und charakterlichen Qualitäten sowie ihre darauf basierenden Taten auszeichnen, sind in der Frühen Neuzeit regelmäßig auch Gelehrte und Wissenschaftler als ›Heroen‹ attribuiert worden. Sie zeichnen sich naturgemäß durch andere Eigenschaften aus als die herkömmlichen Helden: So werden zumeist ihre intellektuelle Exzeptionalität, ihre das gewöhnliche menschliche Maß sprengende Intelligenz, ihr Wissensdurst, ihre intellektuelle Risikobereitschaft oder ihr intellektueller Ehrgeiz herausgestellt und als erinnernswert gepriesen. Auch ihre Taten entsprechen diesen Zuschreibungen: In der Tradition mythologischer Halbgötter und Kulturheroen wie Prometheus, Herakles, Orpheus und Daedalus oder in der weltlicheren Tradition des *protos heuretes* beziehungsweise des *primus inventor*, dem man schon in der Antike und im Mittelalter kulturelle und technische Innovationen zurechnete,[16] werden Entdeckungen, Erfindungen und andere kognitive Leistungen als wissens- und kulturstiftende ›Heldentaten‹ gerühmt.[17] In diesem Sinne meinte man etwa in Johannes Kepler, Galileo Galilei, Isaac Newton, Gottfried Wilhelm Leibniz und vielen anderen berühmten Gelehrten ›Helden der Wissenschaft‹ zu erkennen. Schon früh avancieren diese Kulturheroen zu ausgezeichneten Repräsentanten bestimmter Gruppen, etwa des ›griechischen Volks‹, der ›italienischen Nation‹ und so fort. Heroen sind, wie es in einem programmatischen Aufsatz des Freiburger Sonderforschungsbereichs *Helden – Heroisierungen – Heroismen* heißt,

---

15 Klein, Julius Leopold, *Geschichte des Dramas,* Bd. 13.2: *Das englische Drama*, Leipzig 1876, 425.

16 Vgl. Kleingünther, Adolf, *Protos Heuretes. Untersuchungen zur Geschichte einer Fragestellung*, Leipzig 1933; Baumbach, Manuel, »Protos heuretes«, in: *Brill's New Pauly*, Brill Online, 2013, http://referenceworks.brillonline.com/entries/brill-s-new-pauly/protos-heuretes-e1011460 (28.06.2013); Dohrn-van Rossum, Gerhard, »Novitates – Inventores. Die ›Erfindung der Erfinder‹ im Spätmittelalter«, in: *Tradition, Innovation, Invention*, hg. v. Hans-Joachim Schmidt, Berlin u. a. 2005, 27–49; Thraede, Klaus, »Erfinder II«, in: *Reallexikon für Antike und Christentum*, hg. v. Theodor Klausner, Bd. 5, Stuttgart 1962, 1191–1278.

17 Vgl. dazu auch Kris, Ernst u. Otto Kurz, *Die Legende vom Künstler. Ein geschichtlicher Versuch*, Frankfurt a. M. 1980 [1934], 44–46.

> »figures that are important for society because they enable us to deal vicariously with norms which we accept somehow as valid but which we can never aspire to live up to in real life. Heroes in this somewhat oblique and potentially controversial sense often serve as symbols for what gives coherence to a social group.«[18]

Korreliert ist die Heroisierung mit einem seit alters auftretenden Vergleich der Wissenschaftler mit aktivischen Berufen wie dem des Jägers, Seefahrers und Kriegers – Bilder, die der asketisch-mönchischen Vorstellung vom kontemplativen Wissenschaftler entgegengesetzt sind. Das Bild vom Wissenschaftler als ›Jäger‹, der ›Spuren‹[19] liest und verfolgt und als ›Beute‹ die ›Geheimnisse der Natur‹ zur Strecke zu bringen sucht, zählt dabei wohl zu den ältesten Bildbereichen.[20] Anders als die mönchische Askese bot die Jagd die Möglichkeit, sich als Mann mit besonderen charakterlichen, körperlichen und geistigen Fähigkeiten hervorzutun und so bei entsprechender Leistung auch in den Genuss der Heldenverehrung zu gelangen. Nimrod, der nach 1 Mose 10 ein gewaltiger Herr wie auch ein gewaltiger Jäger war, liefert hier ein mythologisches Vorbild. Doch auch das Bild vom Wissenschaftler als Seefahrer, der sich zur Entdeckung der *terra incognita* – wie Columbus – auf eine riskante explorative Reise macht,[21] fungiert in den Selbst- und Fremdbeschreibungen der Wissenschaftler als ein ebenso attraktiver Metaphernbereich für die Erfassung wissenschaftlicher Unterfangen wie das Bild vom Krieger oder Feldherrn, der sich in den Kampf um Wissen gegen die Natur oder in den Kampf gegen die Exponenten der Ignoranz stürzt. Francis Bacon beispielsweise wirbt in seiner Schrift *Advancement of Learning* (1605) um einen Schulterschluss mit seinen wissenschaftlichen Kombattanten, um in einer gemeinsamen Anstrengung der Natur Herr zu werden. Er rät

---

18 Asch, Ronald G., »The Hero in the Early Modern Period and Beyond: An Elusive Cultural Construct and an Indipensable Focus of Social Identity?«, *helden. heroes. héros* 1 (2014) (Special Issue), 5–14, DOI 10.6094/helden.heroes.heros./2014/QM/02, mit vielen weiterführenden Hinweisen.

19 Vgl. zu spätmodernen Spur-Vorstellungen Danneberg, Lutz, »Zwischen Asche und Fußabdruck. Zu den Konzepten der Spur im Vergleich mit denen der Quelle und des Einflusses sowie zum Spurenlesen als grundlegendes Konzept der Beschreibung wissenschaftlichen Arbeitens«, *Scientia Poetica* 16 (2012), 160–182.

20 Vgl. Eamon, William, *Science and the Secrets of Nature. Books of Secrets in Mediaval and Early Modern Culture,* Princeton 1994, das Kapitel »Science as a Venatio«, 269–300, dort auch zahlreiche Belegstellen; Pulaczewska, Hanna, *Aspects of Metaphor in Physics. Examples and Case studies,* Tübingen 1999, 160f.

21 Vgl. Edwards, Philip, *Sea-Mark: The Metaphorical Voyage, Spenser to Milton*, Liverpool 1997, insbesondere 149–177; zu Bacons Verwendung der Reise-Metaphorik in wissenschaftlichen Kontexten insbesondere 151–161; Pulaczewska, *Aspects of Metaphor in Physics* (wie Anm. 20), 158f. Ferner Blumenberg, Hans, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt a. M. 1960, 61.

»to conclude a peace, that they who are now divided may direct their united forces against nature herself; and by taking her high towers and dismantling her fortified holds, enlarge as far as God will permit the borders of man's dominion.«[22]

Auch im Rahmen innerakademischer Auseinandersetzungen hat das Polemisch-Agonale traditionell seinen festen Platz, wobei oftmals der akademische Streit oder Wettstreit um wissenschaftliche Wahrheit oder Meinungsführerschaft als eine zivilisiertere, weil unblutige Form des Kampfes, als ein »Krieg der Geister«[23] dargestellt wird,[24] in dem man gleichwohl seine individuelle Größe, aber auch die Größe der Nation oder anderer Kollektive demonstrieren kann. Nur ein konkretes Beispiel: Zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 schildert der deutsche Physiker und Physiologe Emil Du Bois-Reymond den akademischen Wettstreit um wissenschaftliche und kulturelle Vorherrschaft als eine höhere Form des Kampfes. Im Unterschied zu den französischen Feinden aber seien nur die Deutschen ernsthaft in diesen Kampf der »Geister« eingestiegen, wohingegen die Franzosen weiterhin den physischen Krieg bevorzugten:

> Den Kampf der Leiber zwischen Franzosen und Deutschen setzten, wie in jener Sage des *Damascius*, die Geister seitdem als edelsten Wettstreit vielfach fort, und nie ist unsere Universität dabei unter den Vorkämpfern vermisst worden. Wer aber hätte geahnt, dass aus den erhabenen Regionen der Wissenschaft und Kunst, der Litteratur und Poesie, wo der Sieg von Volk über Volk stets auch ein Triumph der Menschheit ist, der Kampf wieder niedersteigen würde auf die harte wirkliche Erde […]?[25]

Dennoch inszeniert Du Bois-Reymond die deutschen Wissenschaftler als loyale, heldenhafte Streiter auch im »Krieg der Leiber«, den die Franzosen den Deutschen nun aufgezwungen hätten:

> Wenn wir täglich Scharen unserer Studenten zu Kampf oder Hilfeleistung entlassen, wenn wir nur sinnen, wie auch wir mit unserer geistigen Thätigkeit, mit Wort, Schrift, Organisation, ein Scherflein zur gemeinen Sache beisteuern könnten! Erwartet man von einem Garderegiment, das es seine Ergebenheit

---

22 Bacon, Francis, »Advancement of Learning«, in: *The Works of Francis Bacon*, ed. by James Spedding et al., London 1857–1874, Vol. IV, 372f.

23 Vgl. Kellermann, Hermann, *Der Krieg der Geister: Eine Auslese deutscher und ausländischer Stimmen zum Weltkriege 1914*, Weimar 1915.

24 Vgl. Münkler, Herfried, »Niederwerfen oder Ermatten? Vom Kampf der Intellektuellen um die Hegemonie«, *Zeitschrift für Ideengeschichte* 3 (2009), 4, 5–16.

25 Bois-Reymond, Emil du, »Der deutsche Krieg« (Rektoratsrede 3. Aug. 1870), in: ders., *Reden. Literatur, Philosophie, Zeitgeschichte*, Leipzig 1886, 65–94, 66f. Nach der Sage von Damascius kommt es nach einer blutigen Schlacht zwischen Hunnen und Römern zu einer Fortsetzung der Schlacht zwischen den vom Todesschlaf erwachten Geistern.

> betheure? Nun wohl, die Berliner Universität, dem Palaste des Königs gegenüber einquartirt, ist das geistige Leibregiment des Hauses Hohenzollern![26]

Die Verbindung von leiblicher und geistiger Bildung ausreizend, agitiert Du Bois-Reymond in seiner Schrift gegen die vermeintlich barbarischen und kriegslüsternen Franzosen, die im Unterschied zu den Deutschen ihre geistige Bildung so vernachlässigt hätten,[27] dass der »Name Homer […] der grossen Mehrzahl der gebildeten Franzosen ein leerer Schall« sei,[28] während »unser Stolz, der deutsche Student« mit seinem »Homer oder Shakespeare im Tornister« in den Krieg ziehe.[29]

Noch in den 1930er Jahren ist diese Vorstellung vom lesenden deutschen Soldaten ubiquitär, dann allerdings stellt man ihn sich mit weniger gemeineuropäischen als vielmehr mit deutschen Dichtern, etwa Goethe und Hölderlin, ausgestattet vor.[30] Dass sich die Militarisierung der akademischen Rhetorik und die Heroisierung des Wissenschaftlerbildes in Kriegszeiten besonders drastisch ausnehmen und ideologischen Zwecken folgen, ist wenig überraschend und dürfte sich auf beiden Seiten des politischen Spektrums finden.[31] Ebenso wenig überrascht die als Gegenbewegung konzipierte Kritik an dem ambivalenten, jedenfalls nicht durchweg positiv zu bewertenden Heroentum, artikuliert nicht zuletzt in der ›schönen Literatur‹, die sowohl an den Heroisierungen wie auch an den Entheroisierungen stets vielstimmig beteiligt war.[32]

Über die Rede von den ›Helden der Wissenschaft‹, dem ›Wissenschaftler‹ als Jäger, Seefahrer und Krieger hinaus wird spätestens im 17. Jahrhundert im Gefolge der Ereignisse um Galilei auch das Bild vom

---

26 Ebd., 92.
27 Ebd., 81.
28 Ebd., 82.
29 Ebd., 68f.
30 Vgl. dazu grundlegend Linthout, Ine van, *Das Buch in der nationalsozialistischen Propagandapolitik*, Berlin 2012. Ein Beispiel für die Verschiebungen: Auf einer »Weltanschaulichen Feierstunde der NSDAP in Prag am 16. Januar 1944« appelliert Alfred Rosenberg an die »Deutsche und europäische Geistesfreiheit« und warnt vor »Niggersongs« und »Jazz«, Rosenberg, Alfred, *Deutsche und europäische Geistesfreiheit*, München 1944, 9, 11f. Er stellt fest: »Die USA-Soldaten haben für ihre Ausrüstung ein Schlächtermesser und Dolchstoßanweisungen mitbekommen«, wohingegen »[v]iele deutsche Soldaten […] in ihrem Tornister den ›Faust‹ und die Gesänge von Hölderlin« hätten, Rosenberg, ebd., 12.
31 Vgl. die zahlreichen Belege bei Hoeres, Peter, *Krieg der Philosophen – Die deutsche und die britische Philosophie im Ersten Weltkrieg*, Paderborn 2004.
32 Vgl. Wekwerth, Manfred, »Held«, in: *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus*, hg. v. Wolfgang Fritz Haug u. a., Berlin 2004, Bd. 6/I, Sp. 55–63. Zur schönen Literatur vgl. z. B. Coenen-Mennemeier, Brigitta, *Der schwache Held. Heroismuskritik in der französischen Erzählliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M. 1999.

»Märtyrer der Wissenschaft«[33] populär. Der »Märtyrer der Wissenschaft« lebt als Zeuge der Wahrheit, leidet um seines wissenschaftlichen Bekenntnisses willen und erduldet gegebenenfalls auch den gewaltsamen Tod. In David Brewsters (1781–1868) wissenschaftshagiographischer Zusammenstellung *The Martyrs of Science, or, The Lives of Galileo, Tycho Brahe, and Kepler* (1841) wird Galileis Verweigerung des Martyriums zum paradigmatischen Problem, verfehlt er doch damit seine eigentliche Aufgabe:

> But what excuse can we devise for the humiliating confession and abjuration of Galileo? Why did this master-spirit of the age – this high-priest of the stars – this representative of science – this hoary sage, whose career of glory was near its consummation – why did he reject the crown of martyrdom which he had himself coveted, and which, plaited with immortal laurels, was about to descend upon his head?[34]

Brewster, selbst Physiker und bekennendes Mitglied der presbyterianischen *Church of Scotland*, erklärt dieses Versagen mit dem fehlenden religiösen Glauben, was letztlich Galileis Transformation von einem allzu menschlichen Helden in einen ›Märtyrer der Wissenschaft‹ verhindert habe:

> If, in place of disavowing the laws of Nature, and surrendering in his own person the intellectual dignity of his species, he had boldly asserted the truth of his opinions, and confided his character to posterity, and his cause to an all-ruling Providence, he would have strung up the hair-suspended sabre, and disarmed forever the hostility which threatened to overwhelm him. The philosopher, however, was supported only by philosophy; and in the love of truth he found a miserable substitute for the hopes of the martyr. Galileo cowered under the fear of man, and his submission was the salvation of the Church. The sword of the Inquisition descended on his prostrate neck; and though its stroke was not physical, yet it fell with a moral influence fatal to the character of its victim and to the dignity of science.[35]

---

33 Vgl. zum Beispiel Rödiger, Berthold, »Märtyrer der Wissenschaft, 1. Spinoza«, *Freya. Illustrirte Blätter für die gebildete Welt* 5 (1865), 248–254, »Bertold Rödiger« ist ein Pseudonym von Moritz Hartmann (1821–1872), ein getaufter Jude. Rödiger / Hartmann präsentiert Spinoza als einen von allen religiösen Falschlehren emanzipierten Juden, der sich, weil ganz der »reinen Erkenntniß« (248) ergeben, sowohl von christlicher als auch von jüdischer Seite aus angefeindet sah. Giordano Bruno gilt ebenfalls als Märtyrer, vgl. z. B. Brunnhofer, Hermann, *Giordano Bruno's Weltanschauung und Verhängniss*, Leipzig 1882. Ebenso Sokrates, der z. B. nach Bethe, Erich, »Antrittsrede« [1927], in: *Die Leipziger Rektoratsreden 1871–1933,* hg. v. Franz Häuser, Berlin u. a. 2009, Bd. 1, 1527–1540, der »erste Märtyrer der Wissenschaft« (1532) ist. Die Liste lässt sich beliebig fortsetzen.

34 Brewster, David, *The Martyrs of* Science, *or, The Lives* of *Galileo, Tycho Brahe, and Kepler*, London 1841, 93.

35 Ebd., 93f.

Wie die einzelnen Zuschreibungen auch immer zu gewichten sind: Anders als der ›Held der Wissenschaft‹ ist der »Märtyrer der Wissenschaft« auf eine Situation der Prüfung angewiesen, in der er sein Glaubenszeugnis ablegen kann. Hält man sich an diese Bestimmung, ist ein »Märtyrer der Wissenschaft« im Allgemeinen auch ein ›Held der Wissenschaft‹; umgekehrt aber muss ein ›Held der Wissenschaft‹ nicht notwendig zum Märtyrer werden. Trotz dieser Distinktionen werden Helden und Märtyrer in den Selbst- und Fremdbeschreibungen immer wieder gemeinsam genannt, wie beispielsweise in einem in der Wochenschrift *Prometheus* im Jahr 1907 erschienenen Aufsatz zu Nordpolexpeditionen:

> Bewundernswert ist der Heroismus all der Helden und Märtyrer der Wissenschaft, welche der Erkenntnis und des Wissens wegen alles wagten, Vermögen, Gesundheit, ja das Leben auf's Spiel setzten, um die Wissenschaft zu fördern. Ein Arzt z. B., welcher sich selbst infiziert, auf die Gefahr hin, daran zugrunde zu gehen, nur um diese Infektion und ihre Erscheinungen an einem Menschen studieren und dadurch die Wissenschaft fördern zu können, ist ein Held des Wissens wegen [ ]. Zu diesen Helden sind auch jene Männer zu zählen, welche sich in ferne, unbekannte Länder und Gegenden wagten, um unser Wissen von der Erde und ihren Bewohnern zu mehren, alle die zahlreichen Entdecker, bei welchen nicht persönliche oder finanzielle Rücksichten die Ursachen für ihre Reisen abgegeben haben.[36]

Das Beispiel zeigt unter anderem, wie selbstverständlich und populär die Rede vom ›Held‹ und ›Märtyrer‹ der Wissenschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts geworden ist, so dass sich der Verfasser beinahe schon wieder darum bemühen muss, »auch jene Männer« in den Kreis der rühmens- und erinnernswerten Heroen einzugemeinden, die als Entdecker einen tatsächlich physischen Einsatz herkömmlicher Heldenart geleistet haben.

Die bislang versammelten Beispiele mögen genügen um anzudeuten, dass es sich bei der Rede von den ›Helden‹, ›Märtyrern‹ und ›Großen Männern‹ der Wissenschaft im Kern stets um eine strategische Wertzuschreibung handelt, die eine vermeintliche Exzeptionalität und Eminenz des Gelehrten oder Wissenschaftlers behauptet und auf die dauerhafte Anerkennung seiner Leistungen (oder der Leistungen des zugehörigen Kollektivs, etwa der Gemeinschaft der Physiker, der Wissenschaftler,

---

[36] Wellmann, Walter, »Nordpolfahrtprojekt«, *Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft* 18 (1907), 397–398, 397. Vgl. auch, Anonymus, »Märtyrer der Wissenschaft«, *Liechensteiner Volksblatt*, 19.12.1931: »Heroismus ist mehr als Mut, mehr als Furchtlosigkeit. Heroismus ist die glühende Begeisterung für ein großes Ziel, das – und sei es mit dem Einsatz des Lebens und der Gesundheit – erreicht werden muß. Die Wissenschaft stände heute nicht auf so hoch entwickelter Stufe, wenn es an diesem Heroismus gemangelt hätte.«

der deutschen Wissenschaftler etc.) durch die Gesellschaft sowie auf die Etablierung einer Vorbildfunktion für spätere Generationen zielt.[37]

Unabhängig davon, ob die Inszenierung als ›Heros der Wissenschaft‹ durch den Wissenschaftler selbst oder aber durch zeitgenössische oder nachfolgende Akteure und Institutionen betrieben wird, sind Heroisierungen wie Entheroisierungen stets auch Phänomene der populärwissenschaftlichen Distribution eines bestimmten Wissenschaftlerbilds und der wissenschaftsgeschichtlichen Rezeption einer wissenschaftlichen Entwicklung. Zur Verhandlung steht stets in affirmativer oder kritischer Absicht der Wert wissenschaftlicher Arbeit und der berechtigte oder unberechtigte »Ruhm«[38] wissenschaftlicher Akteure. Dass der Memorialkult um die ›Großen Männer‹ dabei nicht unbedingt mit deren tatsächlicher ›Größe‹ korreliert sein muss, sondern sich zumindest in Teilen aus einem aktuellen Identitäts- und Anerkennungsbedürfnis der wissenschaftlichen Kollektive oder auch ›Schulen‹[39] speist, die sich und ihre wissenschaftliche Tradition durch den ›Heros‹ repräsentieren und verstetigen wollen, ist seit dem frühen 20. Jahrhundert immer wieder herausgestellt worden.

Schon 1914 weist Julian Hirsch mit Blick auf gesamtgesellschaftliche, kulturelle Ruhmesträger auf die der Heldenverehrung zugrundeliegende Mythisierung hin und betont, dass die mythisierten Helden »nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart« angehören, »indem sie zu Autoritäten werden, denen man gehorchen, zu Vorbildern, denen man nacheifern soll.«[40] Wissenschaft organisiert und legitimiert sich

---

37 Vgl. dazu auch Thomé, Horst, »Der heroische Forscher«, in: *Ethos und Pathos der Geisteswissenschaften. Konfigurationen der wissenschaftlichen Persona seit 1750*, hg. v. Ralf Klausnitzer, Carlos Spoerhase u. Dirk Werle, Berlin u. a. 2015, 93–102.

38 Vgl. zum Konzept des ›Ruhms‹ Werle, Dirk, »Vorbemerkungen zu einer Theoriegeschichte des Ruhms«, *Geschichte der Germanistik* 29/30 (2006), 24–33; ders., »›Lokaler Wissenstransfer‹. Theorien literar- und ideenhistorischer Wirkung an der Berliner Universität (Eduard Zeller, 1814–1908; Richard M. Meyer, 1860–1914; Julian Hirsch, 1883–1951)«, *Zeitschrift für Germanistik* NF 20 (2010), 169–185. Vgl. insbesondere auch die analytisch scharfen und kritischen Untersuchungen zum Rezeptionsphänomen der ›Großen Männer‹ von Hirsch, Julian, *Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte*, Leipzig 1914; Zilsel, Edgar, *Die Entstehung des Geniebegriffes. Ein Beitrag zur Ideengeschichte der Antike und des Frühkapitalismus*, Tübingen 1926; Kris / Kurz, *Die Legende vom Künstler* (wie Anm. 17).

39 Vgl. dazu Danneberg, Lutz, »›… so darf ich mich wol freudig Ihren Schüler nennen.‹ Zum Schulbegriff in Selbst- und Fremdbeschreibungen der Wissenschaften bis ins 19. Jahrhundert und in der Wissenschaftshistoriographie« [2015, unveröffentlichtes Manuskript].

40 Hirsch, *Die Genesis des Ruhmes* (wie Anm. 38), 68f. Vgl. die neueren Darstellungen von Bodenmann, Siegfried u. Susan Splinter, *Mythos – Helden – Symbole. Legitimation, Selbst- und Fremdwahrnehmung in der Geschichte der Naturwissenschaften, der Medizin und der Technik*, hg. v. dens., München 2009.

demnach nicht zuletzt auch über charismatische Vorbildfiguren, sei es in personaler oder in einer auf die Institution ›Wissenschaft‹ ausstrahlenden Weise: »And much as religion has its charismatic leaders, science does not forget its great superseded creators but, as the cases of Newton and Darwin suggest, reveres them as exemplary.«[41]

Welche diesen funktionsgeschichtlichen Fragen vorgeordnete Relationen zwischen Helden- und Gelehrtentum aber lassen sich denken? Welchen rhetorischen und argumentativen Strategien folgt die Charismatisierung und Heroisierung eines Wissenschaftlers? Zunächst können symbiotische (II) von metaphorisch-analogisierenden (III und IV) und generalisierend-subsumierenden Zuschreibungen (V) unterschieden werden.

»die scheuen Musen in einer kriegerischen Brust«. Symbiosen

Der Philosoph Georg Friedrich Meier widmete seine *Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften* (1748) einem Generaladjutanten im Dienste Friedrich II., der nicht nur Militär, sondern zugleich Kurator der Königlichen Akademie der Wissenschaften war: Christoph Ludwig Stille (1696–1752) verkörpert für Meier eine ideale Verbindung von Gelehrsamkeit und Heldentum. Stille setze, heißt es bei Meier, »ausser allen Zweifel […], daß die scheuen Musen in einer kriegerischen Brust wohnen können.«[42] Stille exemplifiziere demnach die Möglichkeit einer Symbiose, die – folgt man Meiers historischer Skizze – in der Antike durchaus noch häufig war, dann aber immer seltener geworden sei und sich schließlich zu einem dichotomen Gegensatz von Gelehrsamkeit auf der einen, Heldentum auf der anderen Seite ausgebildet habe:

> Wir wissen von unzälig vielen wahrhaftig grossen Leuten, sie mögen nun Staatsmänner oder Kriegshelden oder wol gar Monarchen gewesen seyn, daß sie mit einer Art eines eifersüchtigen Neides auch den Gelehrten, den Vorzug des Wissens, nicht gegönnt haben. Diese Sache ward in manchen Staaten so hoch getrieben, daß man die Gelehrsamkeit für ein unentbehrliches Stück eines Helden ansahe; und es ist weltkündig, daß der grosse Athenienser Cimon deswegen im Anfange von gantz Athen verachtet wurde, weil er nicht gelehrt war. Nach diesen glücklichen Zeiten setzte man den Held dem Gelehrten entgegen, und daher ward iener ein Barbar, und dieser wältzte sich im Schulstaube herum.[43]

---

41 Gustin, Bernhard H., »Charisma, Recognition, and the Motivation of Scientists«, *American Journal of Sociology* 78/5 (1973), 1119–1134, 1131.

42 Meier, Georg Friedrich, *Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften*, Halle 1748, Widmung, unpaginiert.

43 Ebd.

Meiers gegen die zeitgenössische Trennung von Gelehrtem auf der einen, Staatsmann und Kriegsheld auf der anderen Seite gerichtetes Ideal postuliert eine symbiotische Verbindung von beiden. Geist und Macht, Intellektualität und physische Stärke, *vita contemplativa* und *vita activa* werden dabei zwar als distinkte Bereiche konzipiert, die durch die fortschreitende gesellschaftliche Differenzierung von Berufsbereichen mehr und mehr divergieren. Vereinzelt aber treten nach Meiers Darstellung auch in der Neuzeit noch Personen auf, die beides zu vereinen scheinen und wie Stille für diese Exzeptionalität Anerkennung verdienen.

In systematischer Hinsicht kann man diese Verbindung von Gelehrtentum und Heldentum, die Meier in seinem Vorwort vollzieht, als ein ›Symbiose-Modell‹ bezeichnen, das der Bereichstrennung und beruflichen Spezialisierung entgegengesetzt wird. Analogieschlüsse oder metaphorische Extensionen, die die Rede vom Heros auf die Gelehrsamkeit abbilden, sind hier nicht zu finden. Eine Heroisierung des Gelehrten scheint sich in diesem Modell vielmehr ebenso zu erübrigen wie eine Intellektualisierung des Heroen. Behauptet wird in diesem Modell stattdessen eine Vereinigung des Verschiedenen in einer Person. Meier sieht sich jedenfalls weder dazu veranlasst, Stilles wissenschaftliche Qualitäten als ›heroisch‹ zu markieren, noch scheint er das Bedürfnis zu verspüren, Stille als einen besonders intelligenten Kriegsherrn zu charakterisieren. Stille ist vielmehr, zumindest wenn man Meiers Würdigung Glauben schenkt, beides zugleich: verehrungswürdiger Held im Bereich der Kriegskunst und verehrungswürdiger Gelehrter im Bereich der Wissenschaften.

Ähnlich gestaltet wird die Verbindung von Gelehrtentum und Heldentum auch in einer Beschreibung des Philologen Friedrich Jacobs (1764–1847). In seiner *Rede gehalten im Lyceum zu München* aus dem Jahr 1807 evoziert er ein geselliges Neben- und Miteinander der »Heroen des Vaterlandes«, der »Helden der Wissenschaft« und der Künstler:

> Den Heroen des Vaterlandes gesellen sich die Helden der Wissenschaft zu, und beyde mischen sich freundlich, ohne Furcht, so wie ohne Mißgunst und Stolz. Der Dichter erfreut sich des Kriegers und seiner begeisternden Thaten; der Krieger des Dichters und seiner unsterblichen Gesänge und oft ist es dieselbe Hand, die im Frieden die Palme der Kunst, auf dem Schlachtfelde Lorbern der Tapferkeit bricht. Mit beyden wandeln die Weisen in freundlichem Verein durch die Haine der Gymnasien und die Hallen der Tempel. Einer lernte von dem Andern, Einer entzündete den Andern, einer bildete den Andern auf die freyste und edelste Weise durch ein belebendes Zusammenseyn. So geschah es, daß die Krieger nicht nur Großes thaten, sondern auch weise dachten und sprachen; die Weisen aber nicht bloß Gutes lehrten, sondern auch Edles und Kühnes vollbrachten.[44]

[44] Jacobs, Franz, »Rede gehalten im Lyceum zu München (1807)«, in: ders., *Vermischte Schriften*, Gotha 1823, 101–132, 127f.

Jacobs weiß, dass »tiefe Gelehrsamkeit mit zurückstoßender Roheit gepaart seyn kann«.[45] Doch er erinnert – wie Meier – an die ideale Verbindung, die, verkörpert in den klassischen »Heroen«, der Gegenwart weiterhin pädagogisches Vorbild sein könne und solle. Zu diesem Zweck beschwört er in seiner Rede die »Vortrefflichkeit der alten classischen Welt« und erinnert »an die gereifte und Alles durchdringende Bildung ihrer Heroen in jeder Kunst, an die Menge ihrer Werke in jeder Gattung, in denen das Gleichgewicht des Stoffes und der Form uns entzückt.«[46]

Im Unterschied zu Meiers und Jacobs Beschreibungen einer Symbiose oder Personalunion von Held und Gelehrtem liegt der figürlichen, metaphorischen Rede vom ›Held der Wissenschaft‹ in der Regel eine andere Form der gedanklichen und sprachlichen Verknüpfung von Gelehrsamkeit und Heldentum zugrunde. In systematischer Hinsicht lässt sich diese als ›Analogie-Modell‹ bestimmen.

Die Heroisierung des Wissenschaftlers. Analogien

Erst die figürliche, uneigentliche Rede vom ›Held der Wissenschaft‹ lässt es sinnvoll erscheinen, von einem Prozess der *Heroisierung* als einer analogisch-metaphorischen Übertragung heroischer Eigenschaften auf den Bereich der Gelehrsamkeit und der Wissenschaft zu sprechen. Unterscheiden lassen sich Analogisierungen dieser Art vor allem im Hinblick auf den Bereich, aus dem die übertragenen Eigenschaften stammen, denn Analogien setzen stets eine Selektion voraus: Eine ausgewählte, begrenzte Menge von Merkmalen des bildspendenden Bereichs wird auf den analogisch verknüpften Bereich abgebildet. Bei der gedanklichen und sprachlichen Verknüpfung von Heldentum und Gelehrsamkeit handelt es sich dabei im Allgemeinen entweder um Aspekte (erstens) einer exzeptionellen Ausstattung oder Begabung (Aussehen, Körperstärke, Talent, Genie), einer erworbenen besonderen Kompetenz in (zweitens) theoretischen oder (drittens) praktischen Belangen (Wissen, Techniken, Fertigkeiten) oder um Aspekte (viertens) einer charakterlichen Disposition beziehungsweise einer ethisch-habituellen Einstellung (Tapferkeit, Ausdauer, Ehrgeiz, Leidenschaft …), die es – vereinzelt oder zusammengenommen – dem als heroisch ausgezeichneten Individuum ermöglichen, (fünftens) eine besondere Leistung für ein bestimmtes Kollektiv zu erbringen.

---

45 Ebd., 118.
46 Ebd., 115f.

Ein instruktives Beispiel für Analogisierungsstrategien findet sich in Hermann von Helmholtz' Vortrag *Über das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft* (1869). In einem komparativen Aufriss beschreibt Helmholtz die besonderen praktischen Fähigkeiten und das Ethos eines Naturwissenschaftlers.

> Seine Sinne müssen geschärft sein für gewisse Arten der Beobachtung, für leise Verschiedenheiten der Form, der Farbe, der Festigkeit, des Geruchs u.s.w. der untersuchten Objecte; seine Hand muss geübt sein bald die Arbeit des Schmiedes, des Schlossers, des Tischlers, bald die des Zeichners oder Violinspielers auszuführen, bald, wenn er unter dem Mikroskop anatomirt, die Spitzenklöpplerin in Genauigkeit der Führung einer Nadel zu übertreffen. Dann wiederum muss er den Muth und die Kaltblütigkeit des Soldaten haben, wenn er übermächtigen zerstörenden Gewalten gegenübersteht, oder blutige Operationen, bald an Menschen, bald an Thieren auszuführen hat.[47]

Es steht außer Zweifel, dass Helmholtz den Naturwissenschaftler weder mit einem Schmied noch mit einer Spitzenklöpplerin noch mit einem Soldaten identifizieren will. Bestimmte praktische Fertigkeiten und Techniken wie die geschärfte Sinneswahrnehmung und die für die Bearbeitung von Grobem und Feinem trainierte Hand aber lassen sich offenbar in der Betrachtung des Wissenschaftlers isolieren und ins Verhältnis zu ähnlich spezialisierten handwerklichen Fähigkeiten setzen. Die für die wissenschaftliche Praxis erforderliche ethisch-charakterliche Disposition schließlich ähnelt in Helmholtz' Analogie den ethischen Anforderungen an einen Soldaten, so dass er den Naturwissenschaftler, der all diese Spezialfähigkeiten und Spezialtugenden in seiner Person vereine, als vielseitig spezialisierte Kompositfigur adeln und seinen Zeitgenossen als Vorbild anpreisen kann – ein Vorbild, dessen Ethos unter anderem an Heldentugenden angelehnt ist.

Beispiele für eine Analogisierung von Gelehrten- und Heldentum liefert nicht nur die Vergangenheit, sondern auch unsere unmittelbare Gegenwart, etwa in der wissenschaftsjournalistischen Berichterstattung über die experimentelle Bestätigung der seit 1964 theoretisch vermuteten Existenz des Higgs-Teilchens. In der *New York Times* konnte man im März 2013 lesen:

> For almost half a century, physicists had chased its quantum ghost through labyrinths of mathematics and logic, and through tons of electronics at powerful particle colliders, all to no avail. Now it had come down to the Large Hadron

[47] Helmholtz, Hermann von, »Über das Ziel und die Fortschritte der Naturwissenschaft (1869)«, in: *Reden und Vorträge*, Bd. 1, Braunschweig 1884, 367–400, 373.

> Collider, where two armies of physicists, each 3,000 strong, struggled against each other and against nature, in a friendly but deadly serious competition.[48]

Deutet man diese Darstellung im Sinne einer analogischen Beschreibung des Wissenschaftlers als Helden, so fällt auf, dass hier kein Einzelforscher heroisiert wird, sondern das siegreiche Team zweier rivalisierender ›Armeen‹ von Forschern, die sich nach Auskunft des Journalisten ihre heldenhaften Meriten durch die langjährige, ergo Ausdauer verlangende ›Jagd‹ eines ›Quanten-Geists‹ durch ›Labyrinthe‹ und Teilchenbeschleuniger verdient und sich dabei einen zwar freundlichen, aber ›tödlich‹ ernsthaft geführten Wettkampf geliefert haben.

Die ›Armeen‹ verweisen in dieser Beschreibung auf die physikalischen Großforschungsanlagen des 20. Jahrhunderts, die, wie das CERN in Genf, nur durch organisierte und koordinierte Forscherkollektive für Aufgaben genutzt werden können, die die Fähigkeiten des Einzelforschers bei weitem übersteigen. Das wissenschaftliche Begehren richtet sich auf den experimentellen Nachweis des Higgs-Teilchens, das man – wie einen Geist – nicht direkt beobachten kann, sondern unter Einsatz aufwändigster experimentalphysikalischer Ressourcen der Natur abzuringen sucht. An anderer Stelle firmiert es in dem zitierten Artikel in Anknüpfung an das Bild des Wissenschaftlers als Jäger als »Great White Whale of modern science«. Die Forscherkollektive haben sich jedenfalls, folgt man der Darstellung, nicht nur aneinander, sondern, wie Herman Melvilles Kapitän Ahab, auch an der Natur zu messen. Ergänzt wird die Collage von Vorstellungen durch das ebenfalls traditionelle Bild der Natur als eines Labyrinths, aus dem nur eine geduldige, methodisch kontrollierte Suche führt.[49]

Entscheidend für das durch die Beispiele illustrierte ›Analogie-Modell‹ der Verknüpfung von Gelehrten- und Heldentum ist die *Uneigentlichkeit* der Darstellung. Zur Beschreibung und Bewertung der wissenschaftlichen Errungenschaft werden Vokabulare aus wissenschafts*fernen* Bereichen, den offenbar positiv konnotierten Bereichen des Handwerks, der Kriegsführung, der Jagd und der Labyrinthbeherrschung, entnommen und auf den Bereich der Physik übertragen. Sie fungieren in ihrem neuen Kontext als Bilder und Metaphern, die die unzugängliche und unbekannte Welt des Physikers veranschaulichen, dramatisieren und zugleich Wertzuschreibungen suggerieren sollen. Durch die Analogi-

---

48 Overbye, Dennis, »Chasing the Higgs Boson«, *New York Times*, 05.03.2013, D1.

49 Bacon, Francis, »Aphotegms«, in: *The Works of Francis Bacon, Bd. VII*, ed. by James Spedding et al., London 1857–1874, 177: »Nature is a labyrinth in which the very haste you move with will make you lose your way.«

sierung wird dabei weder behauptet, dass der Bereich des Handwerks, des Kriegs und der Jagd mit dem Bereich der Forschung in einer realen Verbindung steht, geschweige denn, dass die analogisierten Bereiche identisch seien. Die Analogien weisen hier nur darauf hin, dass eine bestimmte und begrenzte Merkmalsmenge des Herkunftsbereichs sowie daran angeschlossene Implikationen und Konnotationen auch dem Bildbereich zugesprochen werden können, während andere Merkmale neutral, wieder andere different bleiben und – in der Terminologie Mary Hesses – eine ›negative Analogie‹ konstituieren.[50] So wie Helmholtz in einem Atemzug auf die zerstörerische Kraft der Naturgewalten, mit denen sich der Naturwissenschaftler befasst, und auf die Blutigkeit der Operationen, die der Mediziner durchführt, verweist, um so einen Zusammenhang zu suggerieren, spricht der Wissenschaftsjournalist Overbye nur adverbial von dem ›tödlich‹ ernsthaft geführten Wettkampf, den sich die Physiker liefern. Er analogisiert so die Gefahr für Leib und Leben mit der Bedeutungsschwere der geistigen Anstrengung. Die damit einhergehende Dramatisierung wissenschaftlicher Arbeit ist eine beliebte, exzessiv verwendete Strategie populärwissenschaftlicher Darstellungen.

Neben den *deskriptiven* Aspekten werden, wie man sieht, durch die analogisierende Betrachtung zugleich implizit (manchmal auch explizit) *axiologische* Aspekte übertragen: Die Darstellung insinuiert, dass den Physikern eine vergleichbare Verehrung, Bewunderung und Anerkennung zustehe wie den Kriegern und Jägern, sie eine ähnlich wichtige Rolle für die Gesamtgesellschaft spielten und ihre Arbeit somit entsprechend entlohnt und erinnert werden müsse. Trotz dieser Ähnlichkeiten bleiben Unterschiede: So ist weder Helmholtz oder einer seiner Schüler noch Peter Higgs, der die Existenz des Teilchens seines Namens einst theoretisch postuliert hatte, noch das erfolgreiche Forscherkollektiv des CERN in einem Kriegshelden würdigen Triumphzug durch die Stadt geführt und geehrt worden. Gleichwohl gab es eine Reihe von medialen Inszenierungen: Preisverleihungen, Biographien, TV-Sondersendungen, Themenhefte und Ähnliches, die die Physiker, Helmholtz wie Higgs, als ›Helden der Wissenschaft‹ inthronisiert und nachfolgenden Generationen zum Vorbild anempfohlen haben.

---

50 Vgl. Hesse, Mary, *Models and Analogies in Science*, Notre Dame (In.) 1966, 8.

Der Feldherr als Genie. Die Intellektualisierung des Heros

Selbstverständlich finden sich auch perspektivisch umgekehrte analogische Übertragungen vom Gelehrtentum auf die Kriegskunst, bei denen dem Kriegsheld wissenschaftliche, etwa mathematische Fähigkeiten zugeschrieben werden. Dass beispielsweise »die Geometrie dem Offizier, der sich zu einer gewissen militärischen Höhe emporschwingen will, vorzüglich nützlich ist«,[51] oder dass die mathematische Unterweisung es ermöglicht, »mit Ruhm unter dem *Artillerie-* oder *Ingenieur-Corpo* zu dienen«,[52] wird schon im 18. Jahrhundert vorausgesetzt. Carl von Clausewitz überliefert dann in *Vom Kriege* (postum 1832) den Ausspruch Napoleons, »daß viele dem Feldherrn vorliegende Entscheidungen eine Aufgabe mathematischer Kalküls bilden würden, der Kräfte eines *Newton* und *Euler* nicht unwürdig.«[53] Die herausgestellte Parallele zwischen militärischer und wissenschaftlicher Tätigkeit rekurriert hier allein auf die *kognitiven* Fähigkeiten und Fertigkeiten des Mathematikers. Clausewitz unterstreicht in seinem Text wiederholt, welch hohen Intelligenzgrad man von einem erfolgreichen Feldherrn erwarten könne:

> Was hier von höheren Geisteskräften gefordert wird, ist Einheit und Urteil, zu einem wunderbaren Geistesblick gesteigert, der in seinem Fluge tausend halbdunkle Vorstellungen berührt und beseitigt, welche ein gewöhnlicher Verstand erst mühsam ans Licht ziehen, und an denen er sich erschöpfen würde.[54]

Trotz dieser Intellektualisierung und Genialisierung des Feldherrn, bei der sich Clausewitz der üblichen und weit verbreiteten Bilder zur Beschreibung wissenschaftlicher und künstlerischer Genies bedient,[55] ist er

---

51 Tempelhof, G. F. v., *Geometrie für Soldaten und die es nicht sind*, Berlin 1790, Vorrede, o. P. Vgl. auch die zahlreichen, an Offiziere und Soldaten gerichteten mathematischen Lehrbücher, wie zum Beispiel: *Teutsch-redender Euclides. Oder: acht Buecher vom denen Anfaengen der Meß-Kunst, auf eine neue und gantz leichte Art, Zum Nutzen allen Generalen, Ingeniern, Natur- und Warheit-Kuendigern, Bau-Meistern, Kuenstlern etc.*, hg. v. Anton Ernst Burckhard von Birckenstein, Lübeck u. a. 1699 (u. ö.)

52 Bélidor, Bernard Forest de, *Neuer Cursus Mathematicus zum Gebrauch der Officiers von der Artillerie und der Ingenieurs, zu erst in französischer Sprach beschrieben*, Wien u. a. 1745, Vorrede des Auctoris, o. P.

53 Clausewitz, Carl von, *Vom Kriege*, Berlin 1905 [1832], 53. Vgl. dazu auch Böhme, Hartmut, »Krieg und Zufall. Die Transformation der Kriegskunst bei Carl von Clausewitz«, in: *War in Words. Transformations of War from Antiquity to Clausewitz*, hg. v. dems. u. Marco M. Formisano, Berlin u. a. 2010, 391–413.

54 Clausewitz, *Vom Kriege* (wie Anm. 53), 53f.

55 Vgl. dazu Danneberg, Lutz, »›ein Mathematiker, der nicht etwas Poet ist, wird nimmer ein vollkommener Mathematiker sein‹. Geschmack, Takt, ästhetisches Empfinden im kulturellen Behauptungsdiskurs der Mathematik und der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert – mit Blicken in die Zeit zuvor und ins 20 Jahrhundert«, in: *Zahlen, Zeichen und Figuren: Mathematische Inspirationen in Kunst und Literatur*, hg. v. Andrea Albrecht, Gesa von Essen u. Werner Frick, Berlin u. a. 2011, 600–658. Wesentlich erweiterte Fas-

zugleich darum bemüht, das Kriegswesen nicht auf seine mathematisch-wissenschaftlichen Aspekte zu reduzieren. Der Vergleich mit Newton und Euler trägt folgerichtig nur ein Stück weit.

Clausewitz räsoniert in der Folge über die Frage, inwiefern die Kriegsführung überhaupt als Wissenschaft im Sinn von *scientia* oder als Kunst im Sinn von *techne*, Handwerk, gelten könne, und kommt zu dem Schluss, dass die Frage schnell zu unzulässigen »Gleichstellung[en]« und »Analogien« führe:

> Nun aber treten wir mit der Behauptung auf, daß der Krieg weder eine Kunst, noch eine Wissenschaft sei in der eigentlichen Bedeutung, und daß gerade dieser Anfangspunkt der Vorstellungen, von welchen man ausgegangen ist, in eine falsche Richtung geführt, eine unwillkürliche Gleichstellung des Krieges mit anderen Künsten oder Wissenschaften und eine Menge unrichtiger Analogien veranlaßt hat.[56]

Der Kriegsherr könne zum einen nicht auf theoretisches Wissen allein vertrauen, er könne nicht durch »bloße schulgerechte Überlegung der Mannigfaltigkeit Herr« werden, sondern habe auch ein besonderes praktisches Wissen, habe Fähigkeiten und Fertigkeiten auszubilden. Insofern sei die Kriegsführung also auch eine »Kunst«, die dem Feldherrn ein spezifisches Taktgefühl abverlange.

Der Ausdruck ›Takt‹ steht dabei für ein Konzept, mit dem man im 18. und 19. Jahrhundert auch für andere Disziplinen die Fähigkeit oder Fertigkeit des Urteilens zu beschreiben versuchte, die jenseits des expliziten Methodenwissens stand, als nur schwer lehr- und lernbar galt und höchstens durch Übung verbesserbar war.[57] Clausewitz streicht in seiner Darstellung die Geschwindigkeit und Sicherheit genie- und taktbasierter Entscheidungen gegenüber der Trägheit und Fallibilität wissenschaftlicher Schlussverfahren heraus:

> Hier verläßt also die Tätigkeit des Verstandes das Gebiet der strengen Wissenschaft, der Logik und Mathematik, und wird, im weiteren Sinne des Wortes, zur *Kunst*, d. h. zu der Fertigkeit, aus einer unübersehbaren Menge von Gegenständen und Verhältnissen die wichtigsten und entscheidenden durch den Takt des Urteils herauszufinden. Dieser Takt des Urteils besteht unstreitig mehr oder weniger in einer dunkeln Vergleichung aller Größen und Verhältnisse, durch welche die entfernten und unwichtigen schneller beseitigt, und die nächsten und wichtigsten schneller herausgefunden werden, als dies auf dem Wege strenger Schlußfolge geschehen würde. […] Daß das Abwägen dieser mannigfachen und mannigfach ineinandergreifenden Verhältnisse eine große

---

sung als Online-Preprint: URL: http://fheh.org/images/fheh/material/aakreatmath.pdf (26.06.2013)

56 Clausewitz, *Vom Kriege* (wie Anm. 53), 94.

57 Vgl. Danneberg »Geschmack, Takt, ästhetisches Empfinden« (wie Anm. 55)

> Aufgabe, daß es ein wahrer Lichtblick des Genies ist, hier schnell das Rechte herauszufinden, während es ganz unmöglich sein würde, durch eine bloße schulgerechte Überlegung der Mannigfaltigkeit Herr zu werden, ist leicht zu begreifen. In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt, es würde eine algebraische Aufgabe sein, vor der selbst ein Newton zurückschrecken könnte.[58]

Zu den kognitiven Fähigkeiten, die der Feldherr nach Clausewitz' Vorstellungen mit dem Wissenschaftler teilt, müssen demnach weitere Qualitäten kommen, um ihn zu einem Genie zu machen: ein besonderes Talent,[59] eine spezifische charakterliche Disposition (»Gemüts- und Charaktereigenschaften«[60]), eine Vielzahl dem Leben abgewonnene Erfahrungen, praktische Fertigkeiten und schließlich Takt. Über diese genuin *militärischen* Qualitäten verfügt der Wissenschaftler in der Regel nicht, die Analogie ist nur unidirektional und erlaubt keine Rückschlüsse vom Feldherrn auf den Mathematiker, so dass Clausewitz beide Figuren trotz der konstatierten Übereinstimmungen deutlich voneinander abheben, ja den Feldherrn schließlich sogar in der Rangfolge über Newton platzieren kann.

Die Intention der Intellektualisierung und Genialisierung des Feldherrn dient somit, ähnlich wie die Heroisierung des Wissenschaftlers, in erster Linie der strategischen Wertzuschreibung und Hierarchisierung. Während die Helden der Antike, etwa Odysseus, sicherlich auch über Intuition und List verfügt haben, ist die Genialität des Feldherrn ein modernes Phänomen, das wiederum eine eigene Form der ironischen Entheroisierung hervorgebracht hat: Ungefähr 100 Jahre nach Clausewitz' Wirken knüpft Robert Musil an die Analogisierung von Feldherren und Mathematikern an und weist ironisch auf die Fragwürdigkeit des Mathematiker-Bildes hin, das dem Vergleich zugrunde liegt:

> Eine der vielen Unsinnigkeiten, die aus Unkenntnis ihres Wesens über die Mathematik umlaufen, ist, daß man bedeutende Feldherrn Mathematiker des Schlachtfelds nennt. In Wahrheit darf deren logisches Kalkül nicht über die sichere Einfachheit der vier Spezies hinausreichen, wenn es nicht eine Katastrophe verschulden soll. Die plötzliche Notwendigkeit eines Schlußprozesses, der auch nur so mäßig umständlich und uneinsichtig wäre wie das Auflösen einer einfachen Differentialgleichung, würde inzwischen Tausende hilflos ihrem Tod überlassen.[61]

---

58 Clausewitz, *Vom Kriege* (wie Anm. 53), 617.

59 Vgl. ebd., 92.

60 Ebd., 53f.

61 Musil, Robert, »Der mathematische Mensch«, in: *Gesammelte Werke*, hg. v. Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1978, Bd. 2, 1004–1008, 1004. Vgl. dazu auch Albrecht, Andrea, »Mathematische und ästhetische Moderne. Zu Robert Musils Essay ›Der mathematische Mensch‹«, *Scientia Poetica* 12 (2008), 218–250.

Generalisierungen und Subsumtionen

Bei den bislang analysierten Beispielen blieben die beiden symbiotisch oder analogisch aufeinander bezogenen Bereiche der Wissenschaft und des Heldentums letztlich getrennte Sphären. Während sich im symbiotischen Modell die Wertzuschreibung auf die Vereinigung von »Feldherr und Wissenschaftler« in einer Person richtet, beruht die Heroisierung des Wissenschaftlers ebenso wie die Intellektualisierung des Kriegshelden auf der Behauptung einer partiellen Ähnlichkeit, die die Differenzen nicht vollständig einebnet. Es gibt allerdings Beispiele von Analogiebildungen, bei denen im Zuge der Entfaltung des analogisch-metaphorisch inspirierten Vergleichs die eingangs gesetzten Differenzen zwischen Held und Gelehrtem mehr und mehr erodieren oder bewusst marginalisiert und ausgeblendet werden. Dies kann zur Folge haben, dass der Blick für eine abstraktere, generellere Qualität freigegeben wird, die den beiden verknüpften Bereichen gleichermaßen zugeschrieben werden kann und somit erlaubt, die beiden analog gesetzten Fälle nunmehr als Spezialfälle einer allgemeineren Bestimmung zu thematisieren. Das zugrunde liegende Modell der Verbindung von Gelehrtentum und Heldentum könnte man als ›Generalisierungs-Modell‹ bezeichnen und als einen analogisch eingeleiteten Induktionsschluss beschreiben. Der Effekt aber ist zumeist, willentlich oder unwillentlich, eine Deheroisierung, erscheinen die dem Helden zugeschriebenen Eigenschaften doch nicht mehr als exzeptionelle Besonderheit.

Ein Beispiel liefert das von Francis Bacon wiederholt bemühte Bild des Wissenschaftlers als Jäger. In *The Advancement of Learning* (1605) wird dieses Bild in einen generelleren Zusammenhang eingebettet:

> For every natural action, and indeed every motion and progression, is but a hunting. Arts and sciences hunt after their works; human counsels hunt after their ends; and all natural things hunt either after their food to preserve them, or after their pleasures and delights to perfect them (for all hunting is for the sake either of prey or pleasure); and this too by methods expert and sagacious:
> *Torva leaena lupum sequitur, lupus ipse capellam*:
> *Florentem cytisum sequitur lasciva capella*.[62]

Die buchstäbliche Jagd des hungrigen Menschen nach tierischer Beute, die übertragene wissenschaftliche ›Jagd‹ nach den Geheimnissen der Natur sowie die künstlerische ›Jagd‹ nach Vergnügungen – all dies sind hier nur besondere Manifestationen eines allgemeinen, die Natur und damit

[62] Bacon, »The Advancement of Learning« (wie Anm. 22), 324. Im Anmerkungsapparat wird das lateinische Zitat aus Vergils Bucolica übersetzt mit: »The savage lioness the wolf pursues, the wolf the kid, the kid the cytisus.«

auch die menschliche Natur durchwaltenden Prinzips fortschreitender Bewegung, die Bacon als ›Jagen‹ identifiziert. Die Jagd ist in diesem Bild eher eine Metapher für das Leben denn eine Metapher für eine spezielle menschliche Tätigkeit. Um dies zu plausibilisieren, verknüpft Bacons Darstellung drei einzelne, eigentliche (Jagd nach Beute) und uneigentliche Vorkommnisse von ›Jagd‹ (Jagd nach wissenschaftlichen Ergebnissen, Jagd nach Vergnügungen), bestimmt induktiv und abstrahierend das diesen drei Vorkommnissen Gemeinsame (natural action, motion and progression) und konzentriert sich in der Folge auf dieses Abstrakte und Allgemeine: Die ›Jagd‹ fungiert dabei nicht mehr primär als Metapher für das wissenschaftliche Forschen, sondern als metaphorische Bezeichnung für ein allgemeines Prinzip. Der Wissenschaftler, der nach Erkenntnis jagt, ist demnach nichts wirklich Besonderes mehr, sondern nur ein weiterer Fall menschlichen Jägertums. Ähnliches lässt sich im Kontext des Darwinismus beobachten, etwa wenn ein »wissenschaftliche[r] Kampf ums Dasein« evoziert wird.[63] Auch hier kommt es zu einer Normalisierung des Wissenschaftlers.

Ein zweites Beispiel mag die besondere argumentative Dynamik des Analogie-Modells und seiner Nuancen näher veranschaulichen. In einer Predigt charakterisiert der protestantische Theologe Franz Volkmar Reinhard (1753–1812) die »Helden der Wissenschaft und der geistigen Freiheit, wie Keppler, wie Galilaei, wie fast alle großen Erfinder in der Wissenschaft«, und die »Helden der Menschlichkeit, welche mit weniger Glanze aber in eben so würdiger Wirksamkeit, in größern oder kleinern Kreisen Glück zu verbreiten, Elend zu mildern suchen«. Das beiden gemeinsame Heldentum gründe sich auf einen »reine[n] Enthusiasmus«, der sich als »Glauben« primär im Bereich der Religion auswirkt, aber daneben auch in »verwandten oder fremden Gebieten« wie der Wissenschaft, dem Sozialwesen und den Künsten zeigen könne.

> Der Glaube, insofern er sich im erhöhten Gefühle äußert und vor einer Idee alle andern verschwinden macht, zeigt sich als Begeisterung, als reiner Enthusiasmus, und in dieser Hinsicht ist ihm jede edle Begeisterung verwandt mit dem Unterschiede, daß er für die höchste Idee des Lebens glüht, und daß er seinem Wesen nach allgemein verbreitet seyn kann.[64]

---

63 So zum Beispiel bei Schlötel, Wilhelm, *Die Berliner Akademie und die Wissenschaft*, Heidelberg 1874, 189.

64 Reinhard, Franz Volkmar, »Sämmtliche zum Theil noch ungedruckte Reformationspredigten«, hg. v. Leonhard Bertholdt u. J. G. V. Engelhardt, Sulzbach 1824, Bd. 2, 94f.

Die religiöse Begeisterung und der religiöse Glauben liefern Reinhard somit die paradigmatische Bestimmung. Doch ausgehend von der konstatierten Verwandtschaft enthusiastischer Aufschwünge kann er auf eine gemeinsame »Quelle« von religiöser, wissenschaftlicher und humanitärer Begeisterung schließen, die allerdings nur Eingeweihten einsichtig werde. Es handelt sich bei dieser »einzige[n] Quelle« nicht um ein abstraktes, aus den beobachteten Fällen induktiv abgezogenes Prinzip, wie bei Bacon, sondern um ein von vornherein als wahr gesetztes Prinzip: die »Sehnsucht« nach Gott und damit der Kern der paradigmatisch vorausgesetzten Bestimmung des religiösen Glaubens: »Wer aber die Begeisterung für ein höheres Gut selbst erfahren hat, weiß auch diejenige zu schätzen, die in verwandten oder fremden Gebieten sich finden, weil eben alle im Grunde eine einzige Quelle, die Sehnsucht nach dem unerschöpften, nie ergründeten Göttlichen und Ewigen haben.«[65] Der Theologe kann die wissenschaftliche, soziale und künstlerische Begeisterung so der religiösen Begeisterung *subsumieren* und die ›Helden der Wissenschaft‹ wie die ›Helden der Menschlichkeit‹ als Spezialfälle oder »Beyspiel[e]« religiöser Begeisterung behandeln:

> Zum Beyspiel diene die glühende Liebe für irgend eine Wissenschaft, welche mit Aufopferung und jeden Genuß des Lebens verschmähend dem Ganzen zustrebt, das sie in der Seele trägt und nicht ruhet bis sie sich ihm wenigstens genähert hat; oder jene für alles andre kalte Liebesglut für die bildende Kunst oder die Dichtkunst, die auch den, der sie im Herzen trägt von allen gemeinen Sorgen der Erde absondert. Wir müssen hiebey an jene edlen aufopfernden Naturen denken, welche für die Erweiterung der Wissenschaft und der Kenntniß der Erde die gefahrvollen Entdeckungsreisen unternahmen, und wir wissen ja, welche Glut der Begeisterung für ihren edlen Zweck in Mungo Park, in Röntgen oder früher in Anquetil du Perron brannte.[66]

Das hier zugrundeliegende Modell der Verbindung von Heldentum und Wissenschaft könnte man als ›Subsumtions-Modell‹ bezeichnen und dem ›Generalisierungs-Modell‹ an die Seite stellen. Argumentationsstrategisch ist das ›Subsumtions-Modell‹ darauf angelegt, eine Ausgangsüberzeugung, hier die Überzeugung von dem alles durchdringenden Glauben an Gott, durch weitere Fälle zu stabilisieren, die sich über die analogisch-metaphorische Eingemeindung dann aber doch als Beispiele einer übergeordneten, allgemeineren Charaktereigenschaft darstellen lassen.

---

65 Ebd.
66 Ebd.

Der Wissenschaftler als Heros des Kriegs. Faktische Zuschreibungen

Schließlich sei eine letzte Spielart der Verknüpfung von Wissenschaft und Heldentum erwähnt: Analogisierende Bezüge können in Identitätsbehauptungen umschlagen und dem Wissenschaftler in nichtmetaphorischer Hinsicht Heldentum zuschreiben. Ein Beispiel, das wie meine Eingangsbeispiele aus der Zeit des Nationalsozialismus, also einer Zeit stammt, in der es zu besonders drastischen Heroisierungen des Wissenschaftlers kam: Im Jahr 1933 befasst sich der Mathematiker Georg Hamel (1877–1954)[67] mit der Frage, ob die »Mathematik zur Geisteshaltung des Dritten Reiches eine besondere Beziehung« habe und worin der »Erziehungswert« der Mathematik liege. Er macht zunächst die Beobachtung, dass sich der Mathematiker wie der Soldat durch ein heroisches Ethos auszeichne:

> Die Grundhaltung beider [des Mathematikers und des Soldaten] ist das Heroische. Mathematik […] verlangt Opfer, hingebungsvolle, angestrengte Arbeit des Kopfes, die nach den Worten unseres Führers gleichwertig und gleichgeachtet der der Hand sein soll. Beide verlangen den Dienst; die Mathematik den Dienst an der Wahrheit, Aufrichtigkeit, Genauigkeit.[68]

Auf der Grundlage dieses gemeinsamen Ethos konnte man, wie dies beispielsweise von dem Mediziner und überzeugten Nationalsozialisten Walter Groß (1904–1945) im Jahr 1943 formuliert wird, den »Typus des echten Gelehrtentums« »vollgültig« neben den »Offizier« treten lassen.[69]

Hamel ist jedoch mehr an einer Zusammenführung denn an einer Nebeneinanderstellung interessiert. Die analogisierende Betrachtung des Ethos der beiden heroischen Akteure wird daher durch eine Analogisierung der beiden Ideenwelten ergänzt. Mathematik und Nationalsozialismus erweisen sich auch hier als weitgehend ähnlich:

---

[67] Zu Hamel vgl. Knobloch, Werner, »Mathematics at the Berlin Technische Hochschule/technische Universität. Social, Institutional, and Scientific Aspects«, in: *The History of Modern Mathematics*, Vol. II, ed. by David E. Rowe and John McCleary, Boston 1989, 251–284; vgl. auch Menzler-Trott, Eckart, *Gentzens Problem: Mathematische Logik im nationalsozialistischen Deutschland*, Basel u. a. 2001, 153.

[68] Hamel, Georg, »Die Mathematik im Dritten Reich«, *Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften* 39 (1933), 306–309, 309. Es gibt einen zweiten, zwar nicht identischen, aber sehr ähnlichen Beitrag: »Die Mathematik im Dienste des Dritten Reiches«, *Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterricht* 65–66 (1934), 10–15.

[69] Walter Groß, »Nationalsozialismus und Wissenschaft«, *Nationalsozialistische Monatshefte* 14 (1943), 5–23, 6.

> Da die Mathematik an sich rein ideell ist, ist auch ihre Wahrheit in unserem Geist. Beide sind antimaterialistisch. Ist es die Nationalsozialistische Geisteshaltung im eigentlichen Sinne, so ist es die Mathematik im übertragenen: Ihr Sein hängt von keiner Erfahrung, von keiner Nutzanwendung ab. Man mag ihre Brauchbarkeit noch so hoch einschätzen, man kann zugeben, daß sie wertvollste Anregungen aus der Praxis erhält, ihr eigentlicher Wert ist davon unabhängig und ruht in ihr selbst. Beide wollen Ordnung, Disziplin, beide bekämpfen das Chaos, die Willkür. Und doch lassen beide Freiheit dem Einmaligen, der die Verantwortung übernehmen will.

Die schulpolitische Schlussfolgerung reizt die etablierte Analogie aus:

> Neben die Lehre vom Blut und vom Boden gehört deshalb als allgemein verbindlich bis ans Ende der Erziehung, die Mathematik als Lehre vom Geiste, vom Geiste als Tat. Einheit des Menschen als Körper, Gemüt und Geist fordert als Parallele Einheit der Erziehung durch Körperpflege, Muttersprache und Lehre vom Blut, Boden und tätigem schöpferischem Geiste. Dessen Kernstück aber ist die Mathematik.[70]

Heroismus, Opferbereitschaft, Arbeitsbereitschaft, Dienstwilligkeit, Antimaterialismus beziehungsweise Idealismus, Selbstgenügsamkeit, Ordnungssinn, Disziplin: Die »innere[] Verwandtschaft« zwischen der Mathematik und dem Dritten Reich ist für Hamel somit erwiesen. Er steigert seine analogischen Thesen zwischen Mathematik und nationalsozialistischem Soldatentum allerdings noch durch die These, dass der Mathematiker nicht nur *wie* ein Soldat Mathematik betreibe – was über seine Fähigkeiten als Soldat noch nichts aussagen würde –, sondern sich tatsächlich auch *als* Soldat bewähren würde, und zwar durch seine geometrische und kombinatorische Schulung. Aufgrund seiner trainierten geometrischen Raumwahrnehmung eigne sich der Mathematiker insbesondere zum Geländesport: »Der Geländesport wird eine wunderbare Gelegenheit sein, die Raumanschauung zu pflegen. Der geometrisch Geschulte wird sich auch hier auszeichnen.«[71]

Die eingangs vollzogene Analogie zwischen Kriegsheldentum und Wissenschaft verwandelt sich so zusehends in eine identitäre Zuschreibung, nach der soldatische und mathematische Tugenden, Fähigkeiten und Fertigkeiten mehr und mehr in eins fallen, so dass Hamel Clausewitz' Hierarchisisierung, die den Feldherrn über den Wissenschaftler, über Newton platzierte, schließlich ausgleichen und Mathematiker und Feldherrn miteinander identifizieren kann: »*Der große Feldherr ist Mathematiker*. Er ist Geometer, wenn er den Schlachtplan im Gelände vor

---

70 Hamel, »Die Mathematik im Dritten Reich« (wie Anm. 68), 309.
71 Ebd.

Augen hat […].«[72] Ob sich Hamel hier allerdings direkt auf Clausewitz bezieht, ist fraglich. In Mathematikerkreisen kursierten schon damals und kursieren bis heute Sammlungen ›Geflügelter Worte‹, die Vorstellungen wie diese in entkontextualisierter Form tradieren.[73]

Fazit

Die Liste der Beispiele ließe sich nahezu beliebig verlängern. Die Rede vom ›Held der Wissenschaft‹, die zwar – je nach Kontext – bestimmte Merkmale einer historischen Person (Kepler, Newton etc.) oder eines Typus (des Mathematikers, des Physikers etc.) herausstreicht und als ihnen wesentliche Eigenschaften charakterisiert (Begabung, theoretische oder praktische Kompetenz, Ethos oder Leistung), ist in wissenschaftshistorischer Hinsicht an Strategien der Wertzuschreibung geknüpft. Unabhängig davon, ob die heroische Attribuierung eines wissenschaftlichen Akteurs metaphorisch, generalisierend oder subsumierend erfolgt oder ob sie gar auf tatsächliche Übereinstimmungen des Verglichenen hinauslaufen soll – in allen analysierten Fällen fungieren die so ausgezeichneten Repräsentanten, seien sie nun historisch verbürgt oder als Ideale und normative Muster konstruiert, in der Binnenkommunikation des wissenschaftlichen Kollektivs als Leit- und Vorbilder. Sie stabilisieren und verstetigen das ›Image‹ einer wissenschaftlichen Disziplin aber nicht nur nach innen: In der Außenkommunikation rechtfertigen sie vielmehr die gesellschaftliche Anerkennung und Alimentierung und stehen als ausgezeichnete Beispiele für den Status einer wissenschaftlichen Zunft. Wie Selbst- und Fremdheroisierungen hier zusammenwirken, welche Funktion die Popularisierung der ›Heroengeschichten‹ – etwa in Form von Anekdoten, Autobiographien und Biographien – erfüllt und welchen zeittypischen ideologischen Prämissen diese Funktionen unterliegen, müsste eine kulturhistorisch argumentierende Studie jeweils am spezifischen Beispiel aufzeigen.[74]

---

72 Ebd., 308.

73 Vgl. Ahrens, Wilhelm, *Scherz und Ernst in der Mathematik. Geflügelte und ungeflügelte Worte*, Leipzig 1904, 39, in Form von Ernst Machs Version. Ahrens Sammlung ist zuletzt im Jahr 2002 von dem Mathematiker Jochen Brüning bei Olms wieder aufgelegt worden.

74 Ich danke den Herausgebern und ich danke Lutz Danneberg für die kritische Lektüre und die zahlreichen Hinweise.

Anhang

Hinweise zur Transliteration

In diesem Band wird durchweg die wissenschaftliche Transliteration des Georgischen und Russischen verwendet. Geographische Namen werden in der Regel in Transkription wiedergegeben.

Buchstaben im Original	Transliteration (mit Beispielen)	Transkription	Hinweise zur Aussprache im Deutschen (in Transkription)
Russisch			
ё	ё (Chruščëv)	Kurzes jo *oder* o	wie bei »Joch« (Chruschtschow)
ж	ž (Paradžanov)	sch *oder* sh	wie bei »Journal« (Paradshanow)
з	z (Karamzin)	weiches s	stimmhaft, wie bei »Sache« (Karamsin)
й	j (Tolstoj)	i	wie bei »Tolstoi«
х	ch	ch	wie bei »Bloch«
ц	c (Cvetaeva)	z	wie bei »Zweig« (Zwetajewa)
ч	č (Gorbačëv)	tsch	wie bei »Tschaikowski« (Gorbatschow)
ш	š (Puškin oder Šota)	sch	wie bei »Schiller« (Puschkin)
щ	šč (Chruščëv)	schtsch	wie bei »Chruschtschow«
Georgisch			
კ	ḳ (k mit Unterpunkt)	k	[k’] ejektives K., Verschlusslaut, wie deutsches »ck«
პ	ṗ	ṗ	wie Peter
ჟ	ž	sch oder sh	wie russ.»ж«
ტ	t mit Unterpunkt	t	[t’], ejektives T, Verschlusslaut, wie dt. »Stadt«
ღ	ǧ (g mit Hatschek)	gh	[ɣ], ähnlich wie R bei dt. »Robe«
ყ	q̇	q̇	[q’], Verschlusslaut, ejektiver Kehlkopflaut zwischen ღ und ხ
შ	š	sch	wie russ. »ш«
ჩ	č	tsch	kurzes, ejektives »Tsch«
ც	c	z	wie russ. »ц«
ძ	ʒ	ds	[dz], stimmhafte Affrikate, wie »Schewardadse«
წ	c mit Unterpunkt	ts‘	kurzes, ejektives »Ts«
ჭ	č mit Unterpunkt	tsch	kurzes, ejektives »Tsch«
ხ	x	ch	wie russ. »х«
ჯ	ǯ (ǯugašvili)	dsch	wie bei »Loggia« (Dschugaschwili)

Abbildungsverzeichnis

Einleitung: Abb. 1. – Das Tempelinnere der Walhalla vom Eingang aus. Aus: Jörg Traeger, *Der Weg nach Walhalla. Denkmallandschaft und Bildungsreise im 19. Jahrhundert*, Regensburg ²1991, 12, Abb. V; Abb. 2. – Andy Warhol, *Johann Wolfgang Goethe* (1982). Aus: Andy Warhol Retrospekti, hg. v. Kynaston McShine, Köln 1989, 364, Abb.: 401; Abb. 3. – Lord Snowdon, *David Bowie* (1978). Aus dem Archiv des ZfL.

Kap. I.1 – Griechischer Heros: Abb. 1. – Achilleus und Ajax beim Brettspiel, schwarzfigurige Amphore des Exekias, ca. 540–530 v. Chr. © Vatikanische Museen Rom; Abb. 2. – Frauen und Eroten, rotfigurige attische Pyxis, ca. 370–360 v. Chr. © The Walters Art Museum, Baltimore; Abb. 3. – Herakles brät sich Fleisch am Opferfeuer, schwarzfiguriger Lekythos des Sapphomalers, ca. 520–500 v. Chr. © The Metropolitan Museum New York (Umzeichnung); Abb. 4. – Herakles wird in die Mysterien von Eleusis eingeweiht, sogenannnte Lovatelli Urne, Marmor, Kaiserzeit, © Nationalmuseum Rom, Palazzo Massimo.

Kap. I.2 – Heilige: Abb. 1. – Foto einer georgischen Ikone aus dem 11. Jahrhundert mit dem Hl. Georg, der Kaiser Diokletian erschlägt. Foto aus www.wikipedia.org

Kap. I.4 – Vobilder: Abb. 1. – Dante Gabriel Rossetti, *Joan of Arc* (1864), Aquarell. Aus: www.fitzmuseum.cam.ac.uk (c) The Fitzwilliam Museum, Cambridge, UK; Abb. 2. – Koloriertes Filmstill aus Georges Méliès, *Jeanne d'Arc* (1900); Abb. 3. – Jean-Pierre Rey, *Caroline de Bendern* (Mai 1968). © www.iconicphotos.files.wordpress.com/ (15.03.2016).

Kap. I.6 – Denkmäler: Abb. 1. – Carlo Bartolomeo Rastrelli, Reiterstanbild Peters I., St. Petersburg 1717–1800. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 2. – Étienne-Maurice Falconet, Reiterstandbild Peters I., St. Petersburg 1768–1770. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 3. – Basilika Sadovnikov, Sicht auf den Palastplatz und das Gebäude des Generalstabs, 1848, Ermitage, St. Petersburg. Aus: www.wikipedia.org; Abb. 4. – Aleksandr Opekušin, Alexandr-Puškin-Denkmal, Moskau 1880. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 5. – Felix Chodorovič (nach den Entwürfen von Ivan Vitali), Alexandr-Puškin-Denkmal, Tbilisi 1892. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 6. – Bertel Thorvaldsen, Büste des Kaisers Alexander I., 1820–1822. © Ermitage St. Petersburg (Kopie); Abb. 7. – Aleksandr Ščusev, V. I. Lenin-Mausoleum in Moskau, 1924–1930. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 8. – Lenin im Mausoleum. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 9. – Siegesfeier. Stalin, Molotov, Budennyj und Vorošilov auf der Tribüne des Mausoleums am 24.06.1945. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 10. – Gustav Klucis, Plakat »Hoch die Fahne von Marx, Engels, Lenin und Stalin«, 1936. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 11. – Gustav Klucis, Plakat »Unter Lenins Banner«,

1931. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 12. – Ju. Belostockij, G. Pivovarov und Ė. Fridman, Lenin und Stalin in Gorki, 1937 (Massenanfertigung. Das Bild zeigt das Denkmal in Charkiv). Aus: www.wikipedia.org (15.03.2016); Abb. 13. – Iraḳli Toiʒe, Plakat »Unter Lenins Banner und Stalins Führung vorwärts zum Kommunismus«, 1949. Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 14. – Uča ǯapariʒe, Soso ǯugašvili trägt Ilia Čavčavaʒe sein Gedicht vor, 1940-er Jahre, Gori, Stalinmuseum. Foto © Prof. Dr. Klaus Schmidt; Abb. 15. – Iraḳli Toiʒe, Junger Stalin liest Rustaveli, 1948. Aus: *Poezija Gruzii*, hg. v. Simon Čikovani, Moskau-Leningrad 1949; Abb. 16. – Plakat zum Puškinjubiläum 1937. Aus dem Archiv des ZfL.

Kap. II.3 – Intellektuelle: Abb. 1. – Voltaire und Benjamin Franklin. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, 269, Bild Nr. 386 [Le château de ferney avant les transformations, par Signy, 1764. Bibliothèque national, Paris. Photo © Bibl. nat.]; Abb. 2. – Krönung Voltaires. Aus: Jeroom Vercruysse, Michèle Mat-Hasquin, Anne Rouzet, *Voltaire. Exposition organisée à l'occasion du bicentenaire de sa mort*, Bruxelles 1978, 179, Abb. 106 [Abb. 106: Jean-Michel Moreau le Jeune, Couronnement de Voltaire… Gravure à l'eau-forte et au burin par Charles-Etienne Gaucher d'après un dessin de J.-M. Moreau le jeune, 1782, 252 x 285mm, t.c.,6e état. (FS 327 C 67 LP)]; Abb. 3. – Apotheose de Voltaire. Aus: Jeroom Vercruysse, Michèle Mat-Hasquin, Anne Rouzet, *Voltaire. Exposition organisée à l'occasion du bicentenaire de sa mort*, Bruxelles 1978, 185, Abb. 109 [Robert-Guillaume Dardel, Apothéose de Voltaire. Gravure à l'eau-forte, au burin et au pointillé imprimée en noir et en sanguine et coloriée de vert à la main, par Pierre-Francois Le Grand en 1782 d'après un dessin de dardel exécuté en 1778, 297 x 340mm, cuvette. (FS 327 C92 L)]; Abb. 4. – Beerdigung von Voltaire, in: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, 294, Abb. 430 [Ordre du cortège pour la translation des mânes de Voltaire. Gravure coloriée, chez Basset, 1791. Bibliothèque nationale, Paris. Photo © Bibl. Nat.]; Abb. 5. – Beerdigung von Voltaire. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, Abb. 428 [Translation des cendres de Voltaire au Panthéon, 11 juillet 1791. Gravure de J.-L. Prieur d'après Berthault. Bibliothèque nationale, Paris. Photo © Bibl. nat.]; Abb. 6. – Beerdigung von Voltaire. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, Abb. 429 [Translation des cendres de Voltaire au Panthéon. Gravure de C. N. Malapeau et S.-C. Miger. Bibliothèque nationale, Paris. Photo © Bibl. nat.]; Abb. 7. – Büste von Voltaire. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, 290, Abb. 417 [Petits bustes de Voltaire. Terre cuite de Niederwiller. Musée Carnavalet, Paris. Photo © Bibl. nat.]; Abb. 8. – Statue von Voltaire. Aus: Ebd., 291, Abb. 422 [Voltaire. Statuette en ivoire, XVIIIe siècle. Musée du Château, Dieppe. Foto © Bibl. nat. Paris]; Abb. 9. – Voltaire von Houdon. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, Abb. 410 [Voltaire. Buste par Houdon. Marbre, 1777. Musée culturel international, Saint-Cloud. Donation-legs Charles Oulmont. Photo © Éditions Gallimard.] ; Abb. 10. – Voltaire von Houdon. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, Abb. 411 [Voltaire. Buste par Houdon. Marbre, 1777. Musée culturel international, Saint-Cloud. Donation-legs Charles Oulmont. Photo © Éditions Gallimard.]; Abb. 11. – Jean Huber. Le lever de Voltaire. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, 212, Abb. 290 [Le lever de Voltaire. Peinture par Jean Huber. Musée Carnavalet, Paris. Photo © Bibl. nat.]; Abb. 12. – Voltaire par Pigalle. Aus: *Album Voltaire*, hg. v. Jacques van der Heuvel, Paris 1983, 254, Abb. 357 [Voltaire. Statue par Pigalle. Musée des Beaux-Arts, Orléans. Photo © Bulloz.].

Kap. II.4 – Nationaldichter: Abb. 1. Paul Hey, *Soldatenliederpostkarte No. 12: »Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd…«*, um 1915. Foto © Christoph Schmälzle ; Abb. 2. – Giesbert Nemetschek nach E. Stark, »Nördliche Ansicht des Neuen Friedhofs zu Weimar«, 1829. © Klassik Stiftung Weimar Herzogin Anna Amalia Bibliothek (Autorenarchiv Schillers Schädel); Abb. 3. – Christian Haldenwang nach Jacob Wilhelm Mechau/Johann Gottfried Klinsky, *Monument auf Schiller*, 1807. © Klassik Stiftung Weimar Direktion Museen (Autorenarchiv Schillers Schädel) ; Abb. 4. – Carl August Schwerdgeburth, *Allegorie auf das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs Carl August*, 1825. © Klassik Stiftung Weimar Direktion Museen; Abb. 5. – Friedrich Hahn, *Gedenkblatt auf die bayerische Verfassung (›Elisium‹)*, um 1832. © Deutsches Literaturarchiv Marbach; Abb. 6. – Rudolf Geißler, *Schiller's Apotheose*, 1859. © Deutsches Literaturarchiv Marbach ; Abb. 7. – Schillerfeier in der Deutsch-Katholischen Kirche in Offenbach, 1860. © Klassik Stiftung Weimar Herzogin Anna Amalia Bibliothek (Autorenarchiv Schillers Schädel); Abb. 8. – Otto Knille, *Weimar 1803*, 1884. © Deutsches Literaturarchiv Marbach ; Abb. 9. – Postkarte des Wiener Südmarkverlags, um 1905. Foto © Christoph Schmälzle; Abb. 10. – Georg Kaufmann, Schiller, 1839. © Deutsches Literaturarchiv Marbach ; Abb. 11. – Karl Bauer, *Schiller in kranken Tagen*, um 1905. © Deutsches Literaturarchiv Marbach ; Abb. 12. – Deutsche Kriegerkarte, Serie 1, Karte Nr. 6: *Seid einig, einig, einig!*, um 1915. Foto © Christoph Schmälzle ; Abb. 13. – Karl Ostertag, *Schiller*, 1919. © Klassik Stiftung Weimar Herzogin Anna Amalia Bibliothek (Autorenarchiv Schillers Schädel); Abb. 14. – Friedrich Rogge, *Schiller*, um 1955. © Klassik Stiftung Weimar Herzogin Anna Amalia Bibliothek (Autorenarchiv Schillers Schädel); Abb. 15. – DDR-Briefmarken zum Schiller-Jahr 1955. Aus: www.wikipedia.org ; Abb. 16. – Erich Wilke, *Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern*, 1905. © Klassik Stiftung Weimar Herzogin Anna Amalia Bibliothek.

Kap. II.5 – Künstler: Abb. 1. – *L'esquella de la Torratxa*, in: Joan Matabosch Grifoll, »Conciencia mesiánica«, *El País*, 09.04.2013. Aus: www.elpais.com.

Kap. II.6 – Kulturstifter: Abb. 1. – Grabmal der Mutter Stalins. © Foto: Giorgi Maisuradze; Abb. 2. – Uča ǯaparije, Soso ǯugašvili trägt Ilia Čavčavaʒe sein Gedicht vor, 1940-er Jahre, Gori, Stalinmuseum. Foto © Prof. Dr. Klaus Schmidt.

Kap. II.7 – Kosmonaut: Abb. 1. – Titelblatt der Zeitschrift *Technika – molodeži* 8 (1961), 1 Umschlag; Abb. 2. – »Der Wunschtraum von Ikarus wurde Wirklichkeit!«, *Pravda* 118 (28.04.1961), 4; Abb. 3. – Filmstills aus *Naš Gagarin* (Reg. Igor' Bessarabov, Sowjetunion 1971); Abb. 4. – Sergej Paradžanov, *Oda Gagarinu*, 1985. © Sergej Parajanov Museum.

Kap. II.8 – Popikone: Abb. 1. – Taras Ševčenko, *Avtoportret* (Selbstporträt), 1840. Aus: *Nacional'nyj muzej Tarasa Ševčenka*, hg. v. Tetjana Andruščenko u. Serhij Hal'čenko, Kyïv 2002, 38; Abb. 2. – Taras Ševčenko »Kateryna«. Aus: *Nacional'nyj muzej Tarasa Ševčenka*, hg. v. Tetjana Andruščenko u. Serhij Hal'čenko, Kyïv 2002, 45; Abb. 3. – Matvej Manizer, Ševčenko-Denkmal, 1939. Foto © Jenny Alwart, 23.5.2008; Abb. 4. – Vasyl' Kasijan, T. H. Ševčenko (1861–1961), 1961. Aus: ders., *Prorok*, Kyïv 2006, 232; Abb. 5. – Natal'ja Blok u. Maks Afanas'jev, Genzähler. Schema, ohne Angaben zum Jahr. Aus: *Kartel' Kuratoriv. Festyval' Hohol'fest 2008*, Kyïv 2008, 65; Abb. 6. – Modell Anton Kušnir, Aus: ebd., 66; Abb. 7. – Modell Olena Astas'eva. Aus: ebd., 71; Abb. 8. – Taras Ševčenko 1860. Fotografie (Ausschnitt). Aus: *Nacional'nyj*

muzej Tarasa Ševčenka, hg. v. Tetjana Andruščenko u. Serhij Hal'čenko, Kyïv 2002, 9; Abb. 9. – Veranstaltungsplakat »Internationaler Tag des DJ's Ševčenko« am 9.3.2010. Aus: www.sullivanroom.kiev.ua; Abb. 10. – Irena Karpa während der Veranstaltung »Internationaler Tag des DJ's Ševčenko« am 9.3.2010. Aus: www.irenakarpa.com; Abb. 11. – Andrej Jarmolenko: »King of Ukraine T. Ševčenko«, *Šo* 3–4 (2014), 26; Abb. 12. – Kopie des Ševčenko-Denkmals auf dem Gelände des Nationalen O. Dovženko-Filmstudios in Kyïv mit orangefarbenem Stoff-Pferd. Künstler: Rostan Tavasiev. Foto © Jenny Alwart, 5.9.2010; Abb. 13. – Andrej Jarmolenko, Titelblatt der Zeitschrift *Šo* 3–4 (2014), 1 Umschlag. (Sonderausgabe = *Taras Ševčenko. Supergeroj ili nežnyj kotëg?*)

Kap. III.1 – Totenmasken: Abb. 1. – Funeraleffigies Heinrich VII. (1457–1509). © Westminster Abbey; Abb. 2. – Jacques-Louis David, *La Mort de Marat* (1793). © Musées Royaux des Beaux Arts de Belgique, Brüssel; Abb. 3. – Totenmaske von Aleksandr Puškin (1799–1837). © Musej Puškina (Puschkin Museum) St. Petersburg; Abb. 4. – L'Inconnue de la Seine. Aus: www.yvonneyvonne.fr, © Ivonne Yvonne SARL.

Kap. III.2 – Bildnisse: Abb. 1. – Wolfgang Stöckel, Titelholzschnitt zu *Ein Sermon geprediget tzu Leipßgk uffm Schloß am tag Petri un pauli ym xviiii. Jar*, Leipzig 1519. Aus: Warnke, Martin, *Cranachs Luther. Entwürfe für ein Image*, Frankfurt a. M. 1984, 9, Abb. 2; Abb. 2. – Lucas Cranach d. Ä., *Luther als Augustinermönch*, erster Zustand, 1520, Kupferstich, 138 x 95 mm. Aus: *Martin Luther und die Reformation in Deutschland, Ausstellungskatalog Nürnberg 1983*, hg. v. Gerhard Bott, Frankfurt a. M. 1983, 174, Abb. 214; Abb. 3. – Lucas Cranach d. Ä., *Luther als Augustinermönch vor einer Nische,* 1520, Kupferstich, 165 x 115 mm. Aus: Warnke, *Cranachs Luther*, 28, Abb. 13; Abb. 4. – Lucas Cranach d. Ä., *Luther mit Doktorhut,* zweiter Zustand, 1521, Kupferstich, 208 x 150 mm. Aus: Warnke, *Cranachs Luther*, 40, Abb. 19; Abb. 5. – Lucas Cranach d. Ä., *Luther als Junker Jörg,* 1522, Holzschnitt, 283 x 204 mm Aus: *Martin Luther und die Reformation*, 205, Abb. 260; Abb. 6. – Hans Baldung Grien, *Luther mit der Taube des Hl. Geistes,* 1521, Holzschnitt, 155 x 115 mm. Aus: Warnke, *Cranachs Luther*, 32, Abb. 16; Abb. 7. – Lucas Cranach d. Ä., *Luther als Evangelist Matthäus,* 1530, Holzschnitt aus *Das Neuwe Testament Mar. Luthers,* Hans Lufft, Wittenberg 1530, 125 x 83 mm. Aus: *Luther und die Folgen für die Kunst. Ausstellungskatalog Hamburg 1983*, hg. v. Werner Hofmann, München 1983, 155, Abb. 28; Abb. 8. – Wolfgang Stuber, *Martin Luther als Hl. Hieronymus im Gehäuse,* um 1580, Kupferstich, 138 x 126mm. Aus: *Luther und die Folgen*, 208, Abb. 82; Abb. 9. – Lucas Cranach d. J., *Das Abendmahl der Evangelischen und die Höllenfahrt der Katholischen,* 1546, Faksimile nach einem Holzschnitt, 278 x 388 mm. Aus: *Luther und die Folgen,* 196, Abb. 69; Abb. 10. – Hans Brosamer, Titelholzschnitt zu *Sieben Köpffe Martini Luthers* von Johannes Cochlaeus, Valentin Schumann, Leipzig 1529, 162 x 134 mm. Aus: *Luther und die Folgen,* 160, Abb. 33; Abb. 11. – Hans Holbein d. J., *Luther als Hercules Germanicus,* 1522, Holzschnitt, 145 x 226 mm. Aus: *Luther und die Folgen,* 159, Abb. 32; Abb. 12. – Holzschnitt zu *Murnarus Leviathan vulgo dictus Geltnarr,* Johann Schott, Straßburg 1521. Aus: *Martin Luther und die Reformation*, 225, Abb. 284; Abb. 13. – *LVTHERVS TRIVMPHANS*, 1568, Holzschnitt, 219 x 332 mm. Aus: *Luther und die Folgen*, 156, Abb. 30; Abb. 14. – Lucas Schöne, *Luther-Effigie in der Marienbibliothek*, 1663, Marienkirche Halle/Saale. Aus: Stoellger, Philipp, »Theologie als Verkörperung. Die Bildlichkeit des Körpers und Körperlichkeit des Bildes als theologisches Problem«, in: *Bodies in Action and Symbolic*

Forms, hg. v. Horst Bredekamp, Marion Lauschke u. Alex Arteaga, Berlin 2012, 143–172, 160, Abb. 7; Abb. 15. – Lucas Schöne, *Kopf und Hände* der *Luther-Effigie in der Marienbibliothek,* 1663, Marienkirche Halle/Saale. Aus: Stoellger, »Theologie als Verkörperung«, 168, Abb. 13.

Kap. III.3 – Geld; Abb. 1–8 Abbildungen der georgischen Banknoten (1, 2, 5, 10, 20, 50, 100 und 500 Lari) aus dem Jahr 1995. Vorrder- und Rückseite. Aus: www.banknoteworld.com; Abb. 9 – Sowjetische Briefmarke mit Rustaveli-Illustration von 1956 (Michel-Katalog Nr. 1911). Aus: www.wikipedia.org; Abb. 10 – Uča ǯapariʒe, Soso ǯugašvili trägt Ilia Čavčavaʒe sein Gedicht vor, 1940-er Jahre, Gori, Stalinmuseum. Foto © Prof. Dr. Klaus Schmidt; Abb. 11 – Postkarte des Aḳaḳi Čereteli-Jubiläum in Tbilisi 1940. © Literature Museum of Georgia; Abb. 12 – Sowjetische Briefmarke mit Rustaveli-Relief von 1966. Von E. Aniskin nach den Entwürfen von L. Burduli und L. Šengelia Radierungen von I. Mokrousov (Michel-Katalog Nr. 3259); Abb. 13 – Abbildungen der 200-Lari Banknoten aus dem Jahr 2006. Vorder- und Rückseite. Aus: www.banknoteworld.com.

Kap. III.4 – Film: Abb. 1 – Tristano Martinelli, Compositions de rhétorique de Mr. Don Arlequin, 1601. Aus: www.wikipedia.org; Abb. 2 a und b – Filmstills aus *Salamandra,* Sowjetunion 1928; Abb. 3. – Die Film-Maske des Forschers: Timirjazev (Foto 1916) und Čerkasov als Poležaev (1936). Aus. www.wikipedia.de; Abb. 4. – Nikolaj Čerkasov in der Rolle von Prof. Poležaev. Filmstill aus *Deputat Baltiki*, 1936; Abb. 5. – Der Maskenbildner A. Andžan schminkt Čerkasov zu Poležaev. Aus: www.istoriya-teatra.ru; Abb. 6. – Nicholas Volpe: Academy-Award-Doppelporträt von Paul Muni (1962). Aus dem Archiv des ZfL; Abb. 7. – Čerkasovs Masken von den 1930er bis in die 1950er Jahre. Aus: www.murtas70.ru; Abb. 8. – Zurück zur Suche nach »Ähnlichkeit«, Filmstill aus *Vesna*, 1947; Abb. 9. – »Sündige« Kreuzungen machen aus »der Natur ein Freudenhaus«. Filmstill aus *Mičurin*, 1948 © www.kinopoisk.ru; Abb. 10. – Mikhail Nesterov, Ivan Pavlov (1930) in Öl und im Film *Akademik Ivan Pavlov* (1949). © Russkij muzej, St. Petersburg; Abb. 11. – Popov vs. Marconi im sowjetischen Biopic *Aleksandr Popov*. Aus: www.murtas70.ru; Abb. 12. – Fotografien von Erfinder Popov und Schauspieler Čerkasov. Aus: www.hublisamsungsmartcafe.com.

Kap. III.5 – Stimme: Abb. 1. – B. I. Urmanče, *Zu Gast bei Džambul* (V gostjach u Džambula), Öl auf Leinwand, 1946. Aus: *Džambul Džabaev. Priključenija kazachskogo akyna v sovetskoj strane*, hg. v. K. Bogdanov, R. Nikolozi u. J. Murašov, Moskva 2013; Abb. 2. – Filmplakat zum Film *Džambul* (Reg., Efim Dzigan) Sowjetunion 1952.

Ebd.; Abb. 3. – Sowjetische Briefmarke von 1971 mit dem Porträt Džambuls. Ebd.; Abb. 4. – Porzellan, 17 cm hoch, ca. 1950. Foto © Juri Murašov; Abb. 5. – Denkmal Džambuls in der Džambul Gasse (pereulok Džambula) in St. Petersburg. Foto © Juri Murašov; Abb. 6. – Titelblatt: »Bibliothek ausgewählter Werke der sowjetischen Literatur, 1917 – 1947« (biblioteka izbrannych proizvedenij sovetskoj literatury, 1917 – 1947), Ausgabe von 1938; Abb. 7. – Titelblatt: »Bibliothek ausgewählter Werke der sowjetischen Literatur, 1917 – 1947« (biblioteka izbrannych proizvedenij sovetskoj literatury, 1917 – 1947), Ausgabe von 1949.

Abb. III.7 – Jubiläen: Abb. 1. – Nach einem Entwurf von Samuil Gal'berg erichtets Denkmal für Nikolaj Karamzin in Simbirsk, Foto aus: Jurij M. Lotman, *Karamzin.*

Sotvorenie Karamzina. Stat'i i issledovanija 1957 – 1990. Zametki i recenzii. Sankt-Peterburg 1997, ohne Seitenangabe; Abb. 2. – Samuil Gal'berg, Reliefs im Postament des Karamzin-Denkmals (1845) Foto aus: Ebd.; Abb. 3. – Samuil Gal'berg, Reliefs im Postament des Karamzin-Denkmals (1845), Foto aus: Ebd.; Abb. 4. – Puškin-Kundgebung am 10. Februar 1937 in Moskau. Aus: Retro PHoto of Mankind's Habitat, www.pastvu.com (15.03.2016); Abb. 5. – Puškin-Kundgebung am 10. Februar 1937 in Moskau. Aus: Ebd. (15.03.2016); Abb. 6. – »Prophylaktische Puškin-Sondernummer« der Satirezeitschrift *Krokodil*, Januar 1937.